. hisp.
48 c
Cervantes
-2

<36615473400014

<36615473400014

Bayer. Staatsbibliothek

Lehrreiche
Erzählungen

von

Miguel de Cervantes Saavedra,

übersetzt

von

D. W. Soltau.

Zweyter Band.

V. Der Licentiat Vidriera.
VI. Die Stimme der Natur.
VII. Der eifersüchtige Extremadurer.
VIII. Die adelige Dienstmagd.

Königsberg, 1801.
bey Friedrich Nicolovius.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

V.

Der Licentiat Vidriera.

Ein Pår junge studierende Cavaliere, die am Ufer des Tormes spatzierten, fanden unter einem Baum einen schlafenden Knaben von ungefåhr elf Jahren, in båurischen Kleidern. Sie liessen ihn durch einen Bedienten wecken; der Knabe ermunterte sich, und sie fragten ihn, wo er zu Hause gehörte, und warum er an diesem einsamen Orte schliefe. Der Knabe gab zur Antwort: er erinnerte sich des Nahmens seines Geburtsortes nicht, und er ginge nach Salamanca, um sich einen Herrn zu suchen, der ihn für seine Dienste etwas lernen liesse. Sie fragten ihn, ob er lesen könne.

„Ja, (sprach der Knabe) und auch schreiben."

„So liegt es gewiß nicht an deinem Gedächtniß (versetzte einer von den Cavalieren,) daß Du Dich deines Geburtsortes nicht erinnerst.“

„Dem sey wie ihm wolle (sprach der Knabe). Genug, den Nahmen meines Geburtsortes und meiner Aeltern erfährt niemand, bis ich beyden Ehre machen kann.“

„Wie denkst Du denn das anzufangen?“ fragte der andere Cavalier.

„Ich will suchen, mich durch meine Studien berühmt zu machen (versetzte der Bursch). Aus Menschen (hat man mir gesagt) macht man Bischöfe.“

Diese Antwort des Knaben bewog die beyden Cavaliere, ihn mit zu nehmen und ihn studieren zu lassen, wie es auf jener Universität manche junge Herren mit ihren Dienern zu halten pflegen. Der Knabe sagte, er hieße Thomas Rodaja. Aus diesem Nahmen und aus seiner Kleidung schlossen seine Herren, daß er der Sohn irgend eines armen Landmanns seyn müßte. Sie liessen ihm eine

schwarze Studentenkappe machen, und in wenigen Wochen zeigte Thomas schon Spuren einer seltenen Fähigkeit; und dabey war er so fleissig in seinem Dienste, daß es schien, als ob er sich mit nichts, als mit der Aufwartung seiner Herren beschäftigte, obwohl er zugleich seine Studien im geringsten nicht versäumte. Ein guter Diener erwirbt sich leicht das Wohlwollen seines Herrn, und Thomas ward in kurzer Zeit von den seinigen mehr wie ein Gesellschafter, als wie ein Diener gehalten. Mit einem Worte, in den acht Jahren, die er bey ihnen zubrachte, ward er durch seinen Verstand und seine Geschicklichkeit auf der ganzen Universität so berühmt, daß er von Leuten aus allen Ständen geliebt und geehrt ward. Die Rechte waren zwar sein Brodstudium; allein am meisten zeigte er seine Stärke in den schönen Wissenschaften. Er hatte ein überaus glückliches Gedächtniß, und verband mit demselben das feinste Gefühl und die richtigste Urtheilskraft. Endlich kam die Zeit heran, daß seine Herren ihre Studien endigten, und sich nach ihrer Vaterstadt, einer der vornehmsten in Andalusien, zurück begaben. Thomas begleitete sie, und blieb einige Tage bey ihnen. Weil er aber begierig war, zu seinen Studien zurück zu kehren, und Sala-

manca wieder zu besuchen, welches durch den anmuthigen Aufenthalt, den es gewährt, jedermann bezaubert, so bat er seine Herren um Erlaubniß, dahin zurück zu kehren. Er erhielt sie von ihrer Güte, und sahe sich zu gleicher Zeit durch ihre Freygebigkeit dergestalt ausgestattet, daß er auf drey Jahre versorgt war. Er nahm Abschied von ihnen, in Ausdrücken voll Dankbarkeit, und verließ Malaga, den Wohnort seiner Herren.

Wie er die Anhöhe von la Zambra, auf dem Wege nach Antequera, herunter ging, traf er mit einem Cavalier zu Pferde zusammen, in einem schönen Reisekleide, und von zwey berittenen Dienern begleitet. Er ließ sich mit dem Cavalier in ein Gespräch ein, und hörte, daß sie einerley Strasse zogen. Sie machten demnach Gesellschaft; unterhielten sich über verschiedene Dinge, und Thomas legte bald seinen feinen Verstand, und der Cavalier seinen guten Geschmack und seine Erziehung an den Tag. Er sagte ihm, er sey Hauptmann von der Infanterie in königlichen Diensten, und sein Fähndrich liege auf Werbung in der Gegend von Salamanca. Er pries ihm das Soldatenleben; schilderte mit lebhaften Farben die Schönheit der Stadt

Napoli, die Ergetzlichkeiten zu Palermo, den Ueberfluß Maylands, das Schmausen und Wohlleben in der Lombardey, und die wohlbesetzten Tafeln in den Wirthshäusern. Er beschrieb ihm mit einer behaglichen Umständlichkeit den melodischen Ton des „acconcia padrone! (aufgetischt Herr Wirth!)“ wenn auf den Wink des Gastes die frischgefangene Makrele, der zartgebratene Kapaun, begleitet vom saftigen blutrothen Mangold, und die Schüssel voll schwappernder Maccaroni, bestreut mit goldgelben geriebenen Käse von Piacenza, zum Vorschein kommt. Er erhob bis in den Himmel die Freyheit des Soldatenlebens, und die ungezwungene Lebensart der Italiäner. Allein er sagte kein Wort von dem Zähnklappen der Schildwachten, von den Gefahren des Sturmlaufens, von den Schrecken der Feldschlacht, dem Hunger der Belagerten, den Verwüstungen der Minen, und von hundert andern Dingen, welche von einigen als kleine Unbequemlichkeiten angesehen werden, die mit dem Soldatenleben verbunden sind, da sie doch in der That die Hauptsumme desselben ausmachen. Kurz, er wußte dem guten Thomas Rodaja so viele und so schöne Dinge vorzusagen, daß seine Klugheit anfing, zu wanken, und ein Wohlbehagen an einem Leben

zu finden, das auf jedem Schritte nur ein Haarbreit vom Tode entfernt ist. Der Hauptmann, der sich Don Diego de Valdivia nannte, fand so viel Vergnügen an den Manieren, dem Verstande, und dem aufgeweckten Wesen unseres Thomas, daß er ihn bat, mit ihm nach Italien zu gehen; wär' es auch nur aus Neugier, das Land kennen zu lernen. Er bot ihm seinen Tisch an, und auch eine Fahne, wenn ihm damit gedient wäre, weil sein Fähndrich nächstens die Compagnie verlassen würde.

Thomas ließ sich leicht überreden, und nach einer kurzen Ueberlegung meynte er, es wäre doch eine schöne Sache, Italien, Flandern und andere Länder zu besehen, und auf Reisen Erfahrungen und Kenntnisse zu sammeln; zumahl, da aufs höchste drey, oder vier Jahre damit hingehen könnten, die ihm in seinen jungen Jahren noch Zeit genug übrig liessen, um zu seinen Studien zurück zu kehren. In der Meynung, daß alles so gehen müßte, wie er's wünschte, sagte er zu dem Hauptmann, er sey bereit, mit ihm nach Italien zu gehen; jedoch ohne Dienste zu nehmen, oder sich unter der Compagnie enrolieren zu lassen, um nicht gebunden zu seyn. Der Hauptmann wandte zwar

ein, er würde besser thun, in wirkliche Dienste zu gehen, und den Sold vorlieb zu nehmen, und versprach, ihm seinen Abschied zu geben, oder zu verschaffen, so bald er ihn verlangte. Thomas meynte aber, dieß wäre wider sein eigenes und wider des Hauptmanns Gewissen gehandelt, und er wollte lieber freywillig, als aus Pflicht mitgehen.

„Eine so ängstliche Gewissenhaftigkeit (sprach Don Diego) schickt sich besser für einen Klosterbruder, als für einen Soldaten. Doch es sey darum! Von nun an sind wir Cameraden.“

Sie kamen des Abends nach Antequera, und in wenigen Tagen erreichten sie (weil sie grosse Tagereisen machten) das Standquartier der Compagnie, die schon vollzählig, und fertig war, nach Carthagena aufzubrechen, wohin sie nun mit noch vier andern Compagnien marschierten, und sich unterwegs in den Dörfern, die ihnen am gelegensten waren, einquartierten. Hier hatte Thomas Gelegenheit, den Trotz der Commissare, den Uebermuth einiger Offiziere, die Geschäftigkeit der Quartiermeister, die Ränke und Schliche der Fouriers, die Klagen der Einwohner, die Schacherey mit den

Quartierzetteln, die Ausgelassenheit der Recruten, die Zänkereyen der Gastwirthe, die übertriebenen Forderungen von Vorspann zum Gepäcke u. s. w. u. s. w. zu bemerken, und daß das alles so mitgemacht werden mußte, obwohl er es nicht billigen konnte.

Thomas hatte seine Studentenkappe abgelegt und die Uniform angezogen, und saß nun auf seinem grossen Pferde, wie man zu sagen pflegt. Von den vielen Büchern, die er besaß, nahm er nur ein Gebetbuch und einen Garcilasso ohne Commentar mit, die er in seine Rockstaschen steckte. Der Zug kam schneller nach Carthagena, als sie wünschten; denn das freye Leben auf dem Marsch ist mit allerhand Abwechselungen verbunden, und es findet sich täglich etwas Neues und Unterhaltendes. In Carthagena wurden sie auf vier Galeren eingeschifft, um nach Napoli zu gehen; und Thomas Rodaja fand auf diesen schwimmenden Wohnungen neuen Anlaß, die sonderbare Lebensart ihrer Bewohner zu beobachten; wo man die meiste Zeit von Wanzen gefressen, von den Rudersclaven bestohlen, vom Lärm der Seeleute betäubt, von Ratzen benagt, und von Stoßwinden alle Augen-

blicke beunruhigt wird. Am wenigsten behagten ihm die Stürme und Ungewitter, deren sie in dem genuesischen Meerbusen ein Par der schwersten ausstehen mußten, von denen sie das eine Mahl nach Corsika und das andere Mahl nach Toulon verschlagen wurden. Endlich kamen sie durchnäßt, ermüdet, und mit lecken Schiffen in den Hafen der schönen und prächtigen Stadt Genua, begaben sich nach ihrem gewöhnlichen Sammelplatze, und nachdem sie eine Kirche besucht hatten, quartierte sich der Hauptmann mit seinen Cameraden in einen Gasthof ein, wo sie bey dem fröhlichen Glase alles vergangene Ungewitter vergassen. Hier liessen sie sich den süssen Trevisaner, den edlen Montefiascone, den sprudelnden Asperiner, die trefflichen griechischen Weine von Candia und Soma, das köstliche Gewächs der fünf Weinberge, den lieblichen Guarnaccia und den herberen Chentola wohl schmecken; und der geringere römische Wein durfte sich unter diesen edlen Gattungen gar nicht sehen lassen. Nachdem der Wirth ihnen alle diese verschiedenen Weine vorgerechnet hatte, erbot er sich, ihnen (nicht nur in Worten und auf dem Papier, sondern in der That) auch die ächten Weine von Madrigal, Coca,

Alaejos, und aus der mehr kaiserlichen, als königlichen Stadt und Schatzkammer des fröhlichen Weingotts vorzusetzen; imgleichen den von Esquivias, Alanis, Cazella, Guadalcanal und Membrilla, selbst den Ribadavia und Descargamaria nicht zu vergessen. Kurz, er gab und nannte ihnen mehr Weine, als Bacchus selbst in seinen Kellern hat.

Thomas wunderte sich nicht weniger über die goldlockigen Genueserinnen, über das muntere, wohlgewachsene Mannsvolk, und über den prächtigen Bau der Stadt, deren Häuser in den Fels, wie Edelsteine in Gold, gefaßt zu seyn schienen. Am folgenden Tage wurden alle übrigen Truppen ausgeschifft, die nach Piemont bestimmt waren. Thomas aber hatte vor der Hand noch nicht Lust, den Marsch mit zu machen. Er nahm sich vielmehr vor, über Rom zu Lande nach Napoli; von dort nach dem berühmten Venedig zu gehen, und dann über Loretto und Mayland nach Piemont nachzukommen; wo Don Diego de Valdivia ihn zu erwarten versprach, wenn er nicht (wie die Rede ging) früher Befehl bekäme, nach Flandern aufzubrechen. Zwey Tage darauf nahm

Thomas Abschied von dem Hauptmann, und in fünf Tagen kam er nach Florenz, nachdem er vorher Lucca besucht hatte, eine zwar kleine, aber sehr wohlgebauete Stadt, wo man die Spanier vorzüglich wohl aufnimmt. Florenz gefiel ihm ausserordentlich, so wohl wegen seiner angenehmen Lage, als wegen seiner Reinlichkeit *), seiner prächtigen Gebäude, seines krystallenen Stroms, und seiner geräumigen Strassen. Vier Tage hielt er sich hier auf, und begab sich alsdann nach Rom, der Königinn aller Städte und Herrscherinn über die Welt. Er besuchte ihre Tempel, verehrte die Reliquien ihrer Heiligen, und bewunderte ihre Pracht. Wie man an den Klauen des Löwen seine Grösse und Stärke erkennt, so urtheilte Thomas von der Grösse Roms nach den mächtigen Marmortrümmern, nach den zerbrochenen und vollständigen Bildsäulen, nach den eingestürzten Triumphbogen und zerstörten Bädern, nach den prächtigen Säulengängen, weitläuftigen Amphitheatern, und nach seinem berühmten Flusse, dessen Gewässer nie

---

*) Wegen dieser Eigenschaft war noch vor funfzig Jahren Madrid eben so wenig berühmt, als es Lissabon bis auf diesen Tag noch nicht ist. Vielleicht hat Cervantes darauf anspielen wollen.

abnehmen, und durch eine Menge Reliquien von Märtyrern geheiligt werden, die ihr Grab in seinen Wellen fanden; nach den vielen Brücken, die sich einander anzuschauen und zu bewundern scheinen, und nach den Strassen, deren Nahmen, via Appia, Flaminia, Julia und andere, schon allein im Stande sind, Rom vor allen andern Städten berühmt zu machen. Nicht weniger bewunderte er ihre Lage und Eintheilung nach den Bergen, monte Celio, Quirinale, Vaticano, und den übrigen vieren, auf welchen sie gebauet ist, deren Nahmen von ihrer Grösse und Ehrwürdigkeit zeugten. Die Würde der Versammlung der Cardinäle und die Majestät des höchsten Oberhaupts der Kirche zogen seine Aufmerksamkeit ebenfalls auf sich, und nicht weniger der grosse Zusammenfluß von Menschen aus allen Ländern und Völkern. Alles ward von ihm besehen, beobachtet, und nach Würden geschätzt. Nachdem er nach den sieben Hauptkirchen gewallfahrtet, einem Geistlichen gebeichtet, dem heiligen Vater die Füsse geküßt, und sich mit einer Menge Agnus Dei und Rosenkränze versehen hatte, entschloß er sich, nach Napoli zu gehen, und weil die Reise zu Lande wegen des Wechsels der Jahrszeit beschwerlich und gefährlich war, begab er sich zu

Wasser dahin. Wenn Rom seine Bewunderung erregt hatte, so ward diese durch den Anblick von Neapel noch vermehrt, welches er, und alle die es sehen, mit Recht für die herrlichste Stadt in Europa, und vielleicht in der ganzen Welt, halten. Von Napoli ging er hinüber nach Sicilien. Hier gefiel ihm Palermo wegen seiner Lage und Schönheit; Messina wegen seines Hafens, und die ganze Insel wegen ihrer Fruchtbarkeit, weswegen sie mit Recht die Kornkammer von Italien genannt wird. Er kehrte nach Neapel und Rom zurück, und ging von dort nach Loretto. Hier sah' er in der Kirche weder Wände, noch Mauern; denn alles war mit Krücken, Leichentüchern, Ketten, Fesseln und Schlössern, Haarzöpfen, Wachsbildern, Gemählden und Schreinen bedeckt, zum Andenken der unzähligen Wunderthaten, welche auf die Fürbitte der heiligen Jungfrau an so manchen Hülflosen geschehen waren; denn sie verherrlicht unaufhörlich ihr Bild an dieser Stätte durch unzählige Wunder zum Besten derer, welche die Wände ihres Hauses mit solchen Opfern schmücken. Er sah' auch das Haus und das Zimmer, in welchem die grössefte und wichtigste Botschaft erscholl, die jemahls von Engeln und Seligen in den ewigen

Wohnungen gehört ward. Hierauf ging Thomas von Ancona zu Wasser nach Venedig, einer Stadt, die, wenn kein Columbus wäre gebohren worden, einzig in der Welt seyn würde. Dank dem Himmel, und dem grossen Hernando Cortez, der das reiche Mexico eroberte, damit Venedig irgendwo ein Gegenstück fände! Diese beyden berühmten Städte sind einander darin ähnlich, daß sie beyde statt der Strassen von lauter Canälen durchschnitten werden. Die europäische ist ein Wunder der alten Welt, und die americanische ist das Erstaunen der neuen. Thomas fand den Reichthum Venedigs unermeßlich, ihre Regierung weise, ihre Lage den Eroberern trotzend, ihren Ueberfluß groß, ihre Gegenden reizend; mit einem Worte, er fand sie im Ganzen und in allen ihren Theilen des Ruhmes werth, den sie überall in der Welt behauptet. Am meisten erstaunte er über den Umfang ihres berühmten Arsenals, wo die Galeren gebauet werden, und die unzählige Menge der übrigen Schiffe. Der Zeitvertreib und das Wohlleben, welches unser neugieriger Reisender hier fand, wirkte fast auf ihn, wie die Feste der Calypso; denn es fehlte nur wenig, daß er seinen ersten Vorsatz ganz vergaß. Nach einem Aufenthalt von einem

Monat ging er endlich über Ferrara, Parma und Piacenza, nach Mayland; dieser Werkstatt des Vulcans; diesem Dorn im Auge für Frankreich; dieser Stadt, von der man wohl sagen kann, daß sie selbst für sich spricht und handelt; berühmt durch die Pracht ihrer Anlage und ihres Tempels, und durch ihren bewundernswürdigen Ueberfluß an allen Bedürfnissen des menschlichen Lebens. Von Mayland ging er nach Aste, und kam eben zu rechter Zeit, indem die Truppen am folgenden Tage nach Flandern aufbrachen. Sein Freund, der Hauptmann, nahm ihn sehr wohl auf, und er ging mit ihm nach Flandern, wo er die Stadt Antwerpen nicht weniger, als die Städte Italiens, seiner Bewunderung werth fand. Er besuchte auch Gent und Brüssel, und fand das Land überall mit Zurüstungen beschäftigt, um im folgenden Frühling ins Feld zu rücken. Nachdem er seinen Endzweck erreicht, und alles gesehen hatte, was er wünschte, entschloß er sich zur Heimreise nach Spanien, um seine Studien in Salamanca fortzusetzen. Seinem Freunde und Gefährten ging es sehr nahe, daß er sich seinen Vorsatz nicht wollte ausreden lassen. Beym Abschiede bat er ihn, er möchte ihm von seiner Ankunft und

von seinen Schicksalen Nachricht geben. Thomas versprach es, und ging durch Frankreich nach Spanien zurück; konnte aber Paris nicht besuchen, weil dort alles in Waffen war. Er kam nach Salamanca, wo ihn seine Freunde mit Freuden bewillkommten, und ihm behülflich waren, seine Studien so weit fortzusetzen, daß er die Würde eines Licentiaten der Rechte erlangte.

Um diese Zeit kam eine Dame nach Salamanca, die in allen Künsten der Galanterie erfahren war. So bald sie ihr Netz ausgespannt hatte, fielen alle Vögel des Ortes hinein, bis auf den letzten Pennal der Universität. Unserm Thomas ward gesagt, sie gebe vor, in Italien und Flandern gewesen zu seyn, und seine Neugier, ob er sie vielleicht irgendwo gesehen und gekannt hätte, bewog ihn, sie zu besuchen. Bey dieser Zusammenkunft verliebte sich die Dame in ihn; weil er sich aber nicht darum bekümmerte, so kam er in der Folge nicht anders wieder zu ihr, als wenn ihn von ungefähr andere nöthigten, mit zu gehen. Endlich entdeckte die Dame ihm ihre Neigung; allein weil Thomas seine Bücher mehr liebte, als allen andern Zeitvertreib, so verfehlte sie ihren

Zweck bey ihm, obgleich sie ihm ihr ganzes Vermögen anbot. Da sie sich für verschmäht und verachtet hielt, und da sie fand, daß sie auf gewöhnlichen und erlaubten Wegen sein Herz nicht erobern konnte, so gerieth sie auf den Einfall, wirksamere und kräftigere Mittel zu gebrauchen, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Mit Hülfe einer Mohrinn gab sie demnach dem guten Thomas in einer Marmelade ein so genanntes Zauberconfect, womit sie glaubte, ihn zur Liebe zu reizen (als wenn es wirklich Kräuter, Zauber, oder Beschwörungen in der Welt gäbe, die dem freyen Willen des Menschen Gewalt anthun könnten; und als wenn diejenigen, welche vorgeben, durch Speise und Trank Liebe einzuflössen, besser wären, als andere Giftmischer; denn sie geben denen, die ihr Gemisch einnehmen, nichts anders, als Gift, wie die Erfahrung oft bewiesen hat.)

Thomas hatte die unglückliche Marmelade kaum verschluckt, so bekam er Verzuckungen an Händen und Füssen, und kam in vielen Stunden nicht wieder zur Besinnung. Wie er sich endlich ein wenig erhohlte, sagte er mit stammelnder Zunge, eine Quittenmarmelade koste ihm das Leben;

und er nannte zugleich diejenige, die sie ihm gegeben habe. Der Magistrat, dem die Sache angezeigt ward, ließ zwar die Verbrecherinn aufsuchen; sie hatte sich aber, wie sie den schlimmen Ausgang gewahr ward, schon entfernt, und kam nie wieder zum Vorschein.

Sechs Monate lang kam der arme Thomas nicht aus dem Bette, und kam (wie man zu sagen pflegt) bis auf Haut und Knochen herunter. Alle Mittel, die man anwandte, vermochten weiter nichts, als daß sie allmählich seine Leibesgebrechen heilten; aber seinen Verstand konnten sie nicht wieder in Ordnung bringen. Er ward äusserlich gesund; blieb aber mit der sonderbarsten und beyspiellosesten Narrheit behaftet. Er bildete sich nähmlich ein, daß er ganz von Glas wäre, und wenn ihm jemand nur ein wenig nahe kam, so schrie er ihm mit lauter Stimme zu, und bat ihn, (übrigens in sehr zusammenhängenden Worten), ihm nicht noch näher zu kommen, damit er ihn nicht zerbräche; denn er wäre wirklich nicht so gemacht, wie andere Menschen, sondern vom Kopf bis zur Zehe aus lauter Glas zusammengesetzt. Seine Freunde suchten ihn zwar oft von seinem

Wahnsinn dadurch zu heilen, daß sie ihn anpackten, ohne sich an sein Geschrey zu kehren, um ihn zu überführen, daß er nicht so zerbrechlich wäre, wie er sich einbildete. Allein sie richteten nichts anders damit aus, als daß er sich mit einem Zetergeschrey auf die Erde warf, und oft Stunden lang in Ohnmacht lag, bis er sich wieder erhohlte, und sie von neuem ermahnte und anflehte, ihm künftig nicht zu nahe zu kommen. Er bat, man möchte von ferne mit ihm reden, und ihn fragen, was man wollte, so wollte er auf alles um desto richtiger und klarer antworten; denn da er ein Mensch von Glas, und folglich von viel feinerer Materie, als Thon und Erde wäre, so könnte seine Seele auf seinen Körper viel schneller und kräftiger wirken, als auf einen plumpen Leib, von grobem Leimen gebildet.

Einige Leute bekamen Lust, seine Behauptung auf die Probe zu stellen, und legten ihm allerhand schwere und verfängliche Fragen vor; und er beantwortete sie aus dem Stegreif mit so vielem Scharfsinn und Richtigkeit, daß er die ganze Universität zum Erstaunen brachte, und daß sich die Aerzte und Physiologen die Köpfe nicht wenig dar-

über zerbrachen, wie es zuginge, daß ein Mensch, der so stocknärrisch wäre, daß er sich einbildete von Glas zu seyn, so vielen Verstand besitzen könnte, daß er auf jede Frage eine schickliche und vernünftige Antwort bey der Hand hätte.

Thomas bat auch, man möchte ihm ein schickliches Gewand geben, in welches er das zerbrechliche Gefäß seines Leibes hüllen könnte, damit er nicht Gefahr liefe, beym Anziehen eines engen Rocks alle Glieder zu zerbrechen. Man gab ihm also ein sehr weites Hemd und einen grossen grauen Mantel, womit er sich sehr vorsichtig bedeckte, und sich mit einer baumwollenen Schärpe darüber gürtete. Schuhe wollte er unter keiner Bedingung anziehen; und wenn er Speise zu sich nehmen wollte, so hielt er (damit man ihm nicht zu nahe käme) an einem langen Stock ein irdenes Gefäß hin, in welches man ihm einige Früchte und Gemüse legen mußte; denn Fleisch und Fische genoß er gar nicht, und er trank nicht anders, als aus der hohlen Hand an Quellen und Bächen. Auf der Strasse ging er immer auf den mittelsten Steinen, und sah beständig nach den Dächern, ob nicht ein Ziegel herabfiele, der ihn zerschmettern könnte. Im Som-

mer schlief er im Felde unter freyem Himmel, und im Winter verkroch er sich in einer Scheune bis an den Hals im Stroh, und sagte, für einen gläsernen Menschen sey dieß die beste Art, sich vor Gefahr zu sichern. Wenn es donnerte, so zitterte er wie ein Espenlaub, lief hinaus in's freye Feld, und kam in keine Stadt oder Dorf zurück, bis das Donnerwetter vorüber war.

Eine Zeit lang hielten ihn seine Freunde eingesperrt. Wie sie aber fanden, daß seine Narrheit dadurch vermehrt ward, gaben sie seinen Launen nach, und liessen ihn in der Stadt frey herumgehen, wo ein jeder, der ihn kannte, ihn bewundern und bedauern mußte. Oft wurden die Gassenjungen ihm lästig. Er suchte sie zwar mit einem Stocke abzuhalten, und bat sie zugleich, von ferne mit ihm zu reden, damit sie ihm seinen gläsernen Leib nicht zerbrächen. Allein die Buben waren oft gottlos genug, Trotz seinen Bitten, mit Scherben und Steinen zu versuchen, ob er wirklich gläsern wäre, wie er sagte. Dann erhob er ein so jämmerliches Geschrey, daß sich die Leute über ihn erbarmten, und die Knaben mit Schlägen und Scheltworten abhielten, ihn zu werfen.

Einmahl, wie sie ihm gar zu arg zusetzten, wandte er sich um, und rief ihnen zu: „Was wollt Ihr von mir, Ihr Buben, die Ihr so unverschämt seyd, wie die Fliegen, so unflätig, wie die Wanzen, und so verwegen, wie die Flöhe? Bin ich etwan der monte testaceo in Rom, daß Ihr alle Scherben und Ziegelsteine über mich her werft?“

Um seine immerwährenden Händel anzusehen, und seine fertigen Antworten zu hören, folgten ihm viele Leute nach, und endlich gewöhnten sich auch die Buben, ihn lieber reden zu hören, als ihn mit Würfen zu verfolgen.

Einmahl, wie er über den Trödelmarkt von Salamanca ging, sprach ein Trödelweib zu ihm: „Wahrlich, Herr Licentiat, euer Unglück ist mir leid; aber ich weiß nicht wie es zugeht, daß ich nicht darüber weinen kann.“

„Filiae Hierusalem, plorate super vos et super filias vestras“ gab er sehr bedächtlich zur Antwort.

Der Mann des Trödelweibes hörte die beissende Antwort, und sagte: „Freund Licentiat Vidriera

(diesen Nahmen gab er sich selbst), Ihr seyd mehr boshaft, als närrisch."

„Thut nichts, wenn ich nur kein Pinsel bin," sprach Vidriera.

Ein ander Mahl ging er vor einem liederlichen Hause vorbey, und sah verschiedene von den Buhlschwestern vor der Thüre stehen. „Das ist Satans Troß, (sprach er); hier ist gewiß die Herberge der Hölle."

Einst bat ihn jemand um Trost und Rath für einen Freund, der sich sehr darüber betrübte, daß seine Frau mit einem andern davon gegangen war.

„Sagt ihm, er soll Gott danken, (sprach Vidriera,) daß ihm jemand seinen ärgsten Feind entführt hat."

„Er soll sie also nicht aufsuchen?" fragte der andere.

„Bey Leibe nicht (sprach Vidriera); wenn er sich nicht einen ewigen Zeugen seiner Schande hohlen will."

„Was muß ich denn thun (versetzte jener), um mit meiner Frau in Frieden zu leben?“

„Gieb ihr alles, was sie braucht, und laß sie in deinem Hause schalten und walten über jedermann; nur nicht über Dich selbst.“

Ein Knabe sprach zu ihm: „Herr Licentiat Vidriera, mein Vater prügelt mich so oft, daß ich Lust habe, von ihm wegzulaufen.“

„Vergiß nicht, mein Sohn (antwortete Vidriera), daß die Schläge der Aeltern die Kinder bessern, und daß die Streiche des Henkers sie schänden.“

Einst stand er vor einer Kirchenthüre, und sah einen Landmann hineingehen, der sich mit seiner altchristlichen Abkunft brüstete, und hinter ihm kam ein anderer, der nicht in so christlichem Rufe stand. „Warte, Sonntag, (rief Vidriera dem ersten mit lauter Stimme zu); laß erst den Sabbath vorübergehen.“

Von den Schulmeistern pflegte er zu sagen: sie wären sehr glücklich, immer mit lauter Engelchen

umzugehen, wenn nur die Engelchen nicht bisweilen so rotznasig wären.

Einmahl fragte man ihn, was er von den Kupplerinnen dächte. „Kehrt Euch nicht an die öffentlichen (sprach er); sondern hütet Euch vor den heimlichen.“

Der Ruf von seiner Narrheit erscholl durch ganz Castilien, und ein vornehmer Herr am Hofe, welcher Lust hatte, ihn zu sehen, bat einen seiner Freunde in Salamanca, ihn zu ihm zu schicken. Dieser Cavalier traf ihn eines Tages an, und sagte: „Wißt Ihr wohl, Herr Licentiat, daß ein Herr am Hofe nach Euch gesandt hat?“

„Entschuldigt mich bey dem Herrn (sprach Vidriera); denn ich tauge nicht am Hofe, weil ich blöde bin, und weil ich nicht schmeicheln kann.“

Nichts desto weniger schickte ihn der Cavalier auf folgende Art fort. Er ließ ihn in einen Glaskorb in Stroh einpacken, und einen andern Korb zum Gegengewicht mit Steinen füllen, und oben auf einige Glaswaaren in das Stroh legen, damit er

sähe, daß man ihn wie Glaswaare behandelte. Er kam an in Valladolid; man führte ihn bey der Nacht in die Stadt, und packte ihn aus in dem Hause des Herrn, der nach ihm gesandt hatte, und ihn sehr freundlich empfing. „Willkommen, Herr Licentiat! (sprach er). Wie habt Ihr den Weg gefunden, und wie stehts mit eurer Gesundheit?“

„Ein jeder Weg ist gut (sprach Vidriera); wenn er nur ein Ende nimmt, und nicht zum Galgen führt. Mit meiner Gesundheit steht's weder gut, noch schlecht; denn mein Puls und mein Gehirn sind in beständigem Widerspruch.“

Am folgenden Tage, wie er eben in der Menagerie eine Menge Falken und Habichte gesehen hatte, sprach er: die Reiherbeize sey zwar ein fürstlicher Zeitvertreib; allein das Vergnügen verhalte sich gegen den Nutzen wie 2000 gegen Eins. Die Hasenjagd (sprach er) gefiele ihm noch am besten, zumahl wenn man mit fremden Hunden hetzte.

Der Cavalier fand seine Thorheiten unterhaltend, und ließ ihn mit einem Begleiter in der Stadt ausgehen, damit ihn die Knaben nicht belästigten;

denn nach sechs Tagen kannte ihn in der Residenz jedes Kind auf der Gasse, und wo er nur ging und stand, gab es allenthalben Fragen der Neugierigen für ihn zu beantworten. Unter andern fragte ihn einst ein Student, ob er auch ein Dichter wäre; weil er schiene, Anlagen zu allem zu haben.

„Bisher (sprach Vidriera) bin ich weder so närrisch, noch so glücklich gewesen.“

„Erkläret mir das, mit dem närrisch oder glücklich seyn, ein wenig deutlicher“ (sprach der Student).

„Ich bin nicht so närrisch (versetzte Vidriera), ein Stümper in der Dichtkunst zu werden, und ich bin nicht glücklich genug, ein Meister darin zu seyn.“

Ein anderer Student fragte ihn, was er denn von den Dichtern hielte. „Ich schätze die Kunst, (sprach Vidriera), aber nicht die Poeten.“

„Und warum?“

„Weil es unter der grossen Menge der Dichter so wenig gute giebt, daß ihre Zahl fast nicht in An-

schlag kommt. Da es also fast gar keine Dichter giebt, so kann ich sie auch nicht schätzen. Aber ich ehre die Dichtkunst, welche alle Wissenschaften in sich begreift, sie alle benutzt, ihre Werke damit schmückt und zieret, und die Welt dadurch mit Wundern der Schönheit, des Geschmacks und der Nützlichkeit erfüllet. Ich weiß wohl (setzte er hinzu), wie hoch ein guter Dichter verdient geschätzt zu werden; denn ich habe die Verse des Ovids noch nicht vergessen:

Cura ducum fuerunt olim, regumque poëtae:
Praemiaque antiqui magna tulere chori.
Sanctaque majeſtas et erat venerabile nomen
Vatibus; et largae ſaepe dabantur opes. *)

Ich kenne auch wohl die hohe Würde der Dichter, welche Plato die Dolmetscher der Götter nennt, und von denen Ovid sagt:

Eſt Deus in nobis, agitante calescimus illo. **)

---

*) Könige sorgten vor Zeiten, und Fürsten des Volks für den Dichter.
Groß und ehrenvoll war vormahls der Preis des Gesangs.
Heilige Majestät und Würde krönten den Sänger;
Nicht mit kärglicher Hand strömten Geschenke ihm zu.

**) In uns wohnet ein Gott, der uns treibt, erwärmt und belebet.

und ferner:

At ſacri vates, et Divûm cura vocamur. *)

Dieß verſteht ſich jedoch nur von den **guten** Dichtern. Aber von den ſeichten und platten Versmachern und Reimſchmiden läßt ſich nichts weiter ſagen, als daß ſie die Welt mit ihrer Dummheit und Schwulſt anfüllen. Es iſt ein Vergnügen zu ſehen, (fuhr er fort) wenn einer von dieſem Schlage einen Kreis von Zuhörern um ſich her verſammelt, um ihnen ein Sonnett vorzuleſen; wie er ihnen erſt in einer langen Vorrede ſagt: „Meine Herren, ich „bitte Euch, ein Sonnettchen anzuhören, das ich „geſtern Abend bey einer gewiſſen Gelegenheit „machte. Ich will es zwar für nichts beſonderes „ausgeben; allein es hat doch ſo ein gewiſſes **Et„was**, das gefällt.“ Wie er dann mit geſpitztem Maule und mit emporgezogenen Augenbraunen in die Taſche greift, und unter tauſend andern ſchmutzigen und halb zerriſſenen Papieren, welche tauſend andere Sonnette enthalten, dasjenige herausſucht, das er vorleſen will, und es endlich mit honigſüſſer Stimme herliſpelt. Und wenn ihn etwan ſeine Zu-

---

*) **Lieblinge** nennet man uns, und **heilige Stimme** der **Götter**.

hörer aus Schalkheit, oder aus Unwissenheit, nicht loben, so spricht er: „Entweder, meine Herren, „habt Ihr mein Sonnett nicht recht verstanden, „oder ich wußte es nicht recht zu declamieren. Ich „muß es Euch nur noch einmahl vorlesen, und Euch „um mehr Aufmerksamkeit bitten; denn wahrlich, „das Sonnett ist es wohl werth." Und dann liest er es mit veränderten Geberden und Pausen zum zweyten Mahl vor. Aber nun höre man auch noch diese Herren einander beurtheilen. Hier pelfern die neumodischen Spitzchen und Möpschen gegen die alten ernsthaften Doggen. Dort lästern andere auf die Werke berühmter und vortrefflicher Männer, aus welchen das wahre Licht der Dichtkunst hervorstrahlt; deren Verfasser die Muße, die ihnen ihre vielen wichtigern Geschäfte übrig lassen, anwenden, um die Göttlichkeit ihres Genies und die Erhabenheit ihrer Ideen an den Tag zu legen, zum Verdruß und Aergerniß der unwissenden Krittler, welche von Dingen urtheilen, die sie nicht verstehen, und dasjenige verketzern, was sie nicht begreifen, und verlangen, daß ein jeder die Machtsprüche mit Ehrerbietung annehmen soll, die sie von dem Thron ihrer Thorheit und dem Sessel ihrer Unwissenheit herab ausgehen lassen."

Ein ander Mahl fragte man ihn, wie es zuginge, daß die meisten Dichter arm wären.

„Weil sie es nicht besser haben wollen (sprach Vidriera). Denn sie könnten reich genug seyn, wenn sie die Gelegenheiten nutzen wollten, die sich ihnen täglich in den unermeßlichen Schätzen ihrer Damen darbieten. Ihr Haar ist ja das feinste Gold, ihre Stirne poliertes Silber, ihre Augen Sapphire, Elfenbein ihre Zähne, ihre Lippen Corallen, ihr Hals durchsichtiger Krystall, und ihre Thränen sind flüssige Perlen. Unter ihren Füßen (der Boden mag so dürr' und hart seyn, wie er will) sprossen allenthalben Rosen und Veilchen hervor; ihr Athem ist Ambra, Bisam, und Muskus; lauter Dinge, die von ihrem Reichthum zeugen."

So spöttelte Vidriera über die schlechten Dichter; denn von den guten sprach er immer mit Achtung, und erhob sie in den Himmel.

Einmahl sah er auf dem Markte von San Francisco einige übel gemahlte Bilder. „Gute Mahler (sprach er) sind Nachahmer der Natur, aber die Schmierer beklecken sie."

Ein ander Mahl hatte er sich mit grosser Vorsichtigkeit, um nicht zerbrochen zu werden, an einen Buchladen gelehnt. Er sagte zu dem Buchhändler: sein Gewerbe würde ihm sehr gefallen, wenn es nicht einen Fehler hätte.

„Und welchen?" fragte der Buchhändler.

„Ihr macht so viele Umstände, ehe Ihr einem Verfasser sein Buch abkauft (sprach Vidriera). Und wenn er es auf seine eigene Kosten drucken läßt, so spielt Ihr ihm den schlimmen Streich, daß Ihr statt funfzehnhundert Exemplar dreytausend druckt; und wenn der Autor meynt, Ihr verkauft sein Buch, so verkauft Ihr eure eigenen Abdrücke."

An eben diesem Tage wurden sechs Gestäupte über den Markt geführt, und der Ausrufer schrie: „Den ersten wegen Dieberey."

„Seht Euch vor, Freunde, (rief Vidriera denen zu, die vor ihm gingen), daß man nicht einen von Euch zum ersten macht."

Wie der Ausrufer anfing: „den Hintersten ...." sagte Vidriera: „Meynt er den

Hintern, der gewöhnlich für die Schulknaben büssen muß?"

Ein Knabe erzählte ihm, morgen würde eine Kupplerinn ausgepeitscht. „Wenn Du sagtest ein Kuppler (sprach Vidriera), so würde ich denken, man wollte einen Holzbock stäupen."

Von ungefähr stand ein Sänftenträger neben ihm, und sagte: „Auf uns habt Ihr doch nichts zu sagen, Licentiat?"

„Nein, (sprach Vidriera), weiter nichts, als daß ein jeder von Euch mehr schlimme Streiche weiß, als ein Beichtvater; mit dem Unterschiede, daß der Beichtvater sie geheim hält, und Ihr tragt sie herum in allen Kneipschenken."

Ein Maulthiertreiber hörte dieß, (denn es waren immer allerhand Leute um ihn her versammelt, die ihm zuhörten). „Von uns, Herr Glaskrug! (sprach dieser) wißt Ihr doch wenig oder nichts zu schwatzen; denn wir sind lauter ehrliche und nützliche Leute."

„Wie der Herr, so der Knecht (sprach Vidriera). Sieh zu wem Du dienst, so wirst Du wissen, ob Du Ehre davon hast. Ihr Bursche seyd das verworfenste Volk von der Welt. Einmahl (wie ich noch nicht von Glas war) machte ich eine Reise auf einer gemieteten Mauleselinn, an welcher ich hundert ein und zwanzig Nücken und Mängel zählte, deren einer noch ärger und halsbrechender für den Reiter war, als der andere. Ein jeder Mauleseltreiber ist ein Stück vom Kuppler, vom Spitzbuben, und vom Possenreisser. Sind ihre Herren (so nennen sie einen jeden, den sie begleiten) einfältig und leichtgläubig, so spielen sie ihnen mehr Streiche, als Cacus mit seiner ganzen Nachkommenschaft. Sind sie Fremdlinge, so bestehlen sie sie; sind sie Studenten, so begegnen sie ihnen ungezogen; sind's Geistliche, so verwünschen sie sie; und sie zittern vor ihnen, wenn's Offiziere sind. Sie und die Matrosen, Fuhrleute, und Troßbuben, haben ihre eigene Lebensart, die sich von allen andern Menschen unterscheidet. Der Fuhrmann bringt seine ganze Lebenszeit in einem Raum von anderthalb Schritten zu; denn weiter ist es nicht von dem Joche seiner Maulthiere bis zu seinem Sitze. Den halben Tag singt er, und den übrigen halben

Tag flucht er, oder ruft: „Zurück!“ oder „aus dem Wege!“ und wenn er zwischen beyden etwas Zeit damit zubringen muß, ein Rad aus dem Schlamme zu bringen, so meynt er, daß ein Par Flüche mehr helfen, als drey Maulesel. Die Matrosen sind heillose, ungezogene Leute. Sie verstehen keine andere Sprache, als ihre Seesprache. Bey schönem Wetter sind sie allenthalben bey der Hand. Wenn's aber weht und regnet, so faullenzen sie, und wenn es stürmt, so sind ihrer mehr, die befehlen, als die gehorchen. Ihr Abgott ist ihre Kiste und ihre Hängmatte, und nichts macht ihnen mehr Spaß, als wenn die Passagiere seekrank werden. Die Troßbuben sind ein Volk, das sich von den Betten geschieden hat, um sich mit den Saumsätteln trauen zu lassen. Immer ämsig und geschäftig, würden sie lieber ihre Seele verlieren, als eine Tagereise. Ihre Musik ist der Küchenmörser, und ihre Würze der Hunger. Ihre Frühmetten halten sie im Stall, wenn sie ihr Vieh füttern, und zur Messe gehn sie in der Dorfschenke.“

Unter diesen Reden kam er an die Thür eines Apothekers, zu dem er sagte: „Ihr habt einen sehr heilsamen Beruf, mein Herr,

wenn Ihr nur euren Lampen nicht so feind wäret.“

„Warum nennt Ihr mich einen Feind meiner Lampen?“ fragte der Apotheker.

„Wenn Euch das Oehl in der Apothek ausgeht (sprach Vidriera), so muß die erste Lampe, die bey der Hand ist, hergeben. Eure Kunst hat auch noch eine andere Eigenschaft, die den besten Arzt in der Welt um seinen guten Nahmen bringen kann.“

„Und was wäre das?“

„Mancher Apotheker will nicht gestehen, daß es ihm in seiner Officin an verschiedenen Dingen fehlt, die der Arzt verschreibt. Dann schiebt er andere Sachen unter, die nach seiner Meynung dieselbe Wirkung thun sollen. Weil das aber nicht immer seine Richtigkeit hat, so wirkt die Arzeney oft das Gegentheil von dem, wozu sie verordnet ist.“

Der Apotheker fragte darauf, was er von den Aerzten hielte?

Vidriera gab zur Antwort: „Ehre den Arzt „mit gebührender Achtung; daß Du ihn habest in „der Noth."

„Denn der Herr hat ihn geschaffen, und die „Arzeney kommt von dem Höchsten. Könige ehren „den Arzt."

„Seine Kunst erhöhet ihn, und macht ihn groß „bey Fürsten und Herren."

„Der Herr läßt die Arzeney aus der Erde wach- „sen, und ein Vernünftiger verachtet sie nicht."

„So spricht Sirach von den guten Aerzten und von der Heilkunst. Von den schlechten Aerzten kann man völlig das Gegentheil sagen; denn es giebt kein schädlicheres Gezücht unter den Menschen. Der Richter kann das Recht verdrehen und verzögern. Der Advocat kann um seines Vortheils willen manche ungerechte Forderung vertheidigen. Der Kaufmann kann uns übervortheilen. Kurz, alle und jede, mit denen wir nothwendig umgehen müssen, können uns wohl einigen Schaden zufügen; aber niemand kann uns ungestraft ums Leben brin-

gen, ausser die Aerzte, die uns ohne Scheu, und ohne Schwert oder Dolch gegen uns zu ziehen, mit einem Recept aus der Welt schaffen können. Ihre Schuld kommt nicht ans Tageslicht, weil sie den Augenblick in die Erde vergraben wird. Ich erinnere mich, wie ich einst noch selbst ein Mensch mit Fleisch und Bein war, (und nicht von Glas, wie ich jetzt bin), daß ein Kranker einen solchen Quacksalber abschaffte, um sich von einem andern Arzte heilen zu lassen. Vier Tage nachher ging der erste Arzt vor der Apothek vorbey, wo der andere seine Arzeneyen bereiten ließ. Er fragte den Apotheker, wie es mit dem Kranken ginge, und ob der neue Arzt ihm schon eine Abführung verordnet hätte. Der Apotheker antwortete: es wäre eben ein Recept gebracht. Der Arzt wünschte es zu sehen, und fand darunter geschrieben: sumat diluculo. „Ich habe sonst nichts gegen das Recept, (sprach der Arzt), als das Diluculum, weil es viel zu wässeriger Natur ist.“

Wegen dieser und anderer Reden war Vidriera beständig mit einem Gefolge von Leuten von allen Handthierungen umgeben, die ihm durch nichts anders lästig wurden, als durch die vielen Fragen, wo-

mit sie ihm keine Ruhe liessen. Vor den Knaben würde er aber keinen Frieden gehabt haben, wenn ihn sein Begleiter nicht beschützt hätte.

Einst fragte ihn jemand, was er thun müsse, um niemand zu beneiden.

„Lege Dich schlafen (sprach Vidriera). Denn so lange Du schläfst, hast Du es so gut, wie der, den Du beneidest.“

Ein anderer fragte ihn, wie er's anfangen sollte, zu einer Bestallung zu gelangen, um die er sich schon zwey Jahre beworben hätte.

„Wenn Du siehst, wer sie bekommt (sprach Vidriera), so laß Dir ein Pferd satteln, und reite ihm nach, so gelangst Du zu ihm samt seiner Bestallung.“

Einmahl sah er einen Richter vorbeygehen, der von vielen Menschen und von zwey Gerichtsdienern begleitet, sich nach dem Stadthause begab, um ein peinliches Gericht zu halten. Wie er hörte, wer vorbey ging, sprach er: „Ich wette, dieser Rich-

ter hat Nattern im Busen, Gift im Dintenfasse, und Donnerkeile genug in der Hand, um alles zu Grunde zu richten, was ihm bey seiner Untersuchung vorkommt. Ich hatte einst einen Bekannten, der bey einer solchen Veranlassung ein Urtheil fällte, welches die Schuld des Verbrechers um viele Centner überwog. Ich fragte ihn, warum er durch seinen grausamen Ausspruch dem armen Schelm so handgreiflich Unrecht gethan hätte; und er gab mir zur Antwort: er wollte dem Verurtheilten die Appellation zulassen, und dann hätte das Obergericht die Freyheit, sein hartes Urtheil nach Billigkeit zu mildern, und seine Barmherzigkeit zu zeigen. Ich erinnerte ihn aber, daß er besser würde gehandelt haben, seinen Ausspruch so abzufassen, daß er die Herren der Mühe überhoben, und sich selbst als ein gerechter und billiger Richter gezeigt hätte."

Unter der Menge seiner Zuhörer befand sich einst einer von seinen Bekannten in der Kleidung eines Gelehrten, der sich von einem andern Herr Licentiat nennen ließ. Vidriera, welcher wußte, daß er nur Baccalaur war, rief ihm zu: „Seht Euch vor, Gevatter, daß die Brüder von der Redemtion nicht hinter euren Titel kommen, und

ihn Euch, als einem verlaufenen Landstreicher, wegnehmen.“

„Laßt uns beyde Achtung für einander haben, Herr Vidriera (sprach der andere). Ihr wißt ja, daß ich in allen hohen und tiefen Wissenschaften erfahren bin.“

„Ja wohl weiß ich (sprach Vidriera), daß Ihr ein wahrer Tantalus in der Gelehrsamkeit seyd. Eure Wissenschaften sind so hoch, daß Ihr sie nicht erreicht, und so tief, daß Ihr nicht auf den Grund kommen könnt.“

Wie er einst vor der Bude eines Schneiders stand, und sahe, daß der Mann die Hände in den Schooß gelegt hatte, grüßte er ihn mit den Worten: „Gewiß, guter Meister, seyd Ihr wohl auf dem Wege des Heils.“

„Woran seht Ihr das?“ fragte der Schneider.

„Weil ich sehe, daß Ihr müssig sitzt (versetzte Vidriera); denn da habt Ihr nicht nöthig zu lügen. Wehe dem Schneider, der nicht lügt, und

an Feyertagen nicht arbeitet! Und sonderbar genug, daß man nur selten einen Schneider findet, der ein gerechtes Kleid macht, da ihrer so viele sind, die sie ungerecht machen."

Von den Schustern sprach er, sie geständen nie, daß sie einen Schuh nicht zu Maß gemacht hätten. Wenn er dem Kunden zu eng wäre, so sprächen sie, es wäre die Mode, knappe Schuhe zu tragen, und in wenigen Stunden liessen sie sich austreten, wie Bastlatschen. Und wäre der Schuh zu weit, so schützten sie vor, es wäre wegen des Zipperleins.

Ein naseweiser Bursch, der als Notarius bey einem Gerichtshofe in der Provinz stand, plagte ihn oft mit Fragen und Erkundigungen, und pflegte ihm auch allerhand Neuigkeiten zuzutragen, die in der Stadt vorfielen. Einmahl sprach er zu ihm: „Wißt Ihr was, Vidriera? Bank, der heute sollte gehangen werden, ist diese Nacht im Kerker gestorben."

„Er that wohl, sich geschwind abzuführen, ehe sich der Henker auf ihn setzte," antwortete Vidriera. Auf dem Holzmarkte von San Fran-

cisco stand einst ein Haufen Genueser. Wie Vidriera vorbey ging, rief ihn einer von ihnen an, und sagte: „Kommt her, Herr Vidriera! erzählt uns doch ein Geschichtchen.“

„Grossen Dank! (sprach Vidriera). Wollt Ihr's nicht etwan mit nach Genua nehmen?“

Einst begegnete ihm eine Krämerinn, deren Tochter (ein sehr häßliches Mädchen) vor ihr her ging, und mit vielen Tressen und Perlen ausgeputzt war. „Ihr habt wohl gethan (sprach er zu der Mutter), sie vergolden zu lassen, damit sie für ächt mitgehen kann.“

Von den Pastetenbeckern pflegte er zu sagen, sie hätten schon Jahr aus Jahr ein à la paix de paroli gespielt, ohne die Strafe der Hazardspieler zu bezahlen. Denn sie liessen sich die Pastetchen von zwey Maravedis mit vier; die von vier mit acht; und die von acht Maravedis nach eigener Willkühr mit einem halben Real bezahlen.

Den Puppenspielern war er gar nicht hold. Er nannte sie Landstreicher, welche religiöse Dinge mit

Unanständigkeit behandelten; weil ihre grotesken Figuren die Religion zum Gelächter machten. Und oft setzten sie sich in den Schenken und Garküchen zum Fressen und Saufen auf einen Sack voll Puppen, die, wo nicht alle, doch die meisten Personen des alten und neuen Testaments vorstellten. Kurz, er wunderte sich, daß die machthabende Gewalt ihre Puppenbuden nicht längst verboten, und die Puppenspieler selbst aus dem Lande verwiesen habe.

Einmahl begegnete ihm ein Schauspieler in prächtigen Kleidern. „Diesen Menschen (sprach Vidriera) hab' ich auf dem Theater gesehen, das Gesicht mit Mehl bestäubt, und in einer umgekehrten Schäferjäcke, und wenn man ihn ausser der Bühne sieht, so betheuert er alles auf Cavaliersparole."

„Er mag auch wohl ein Cavalier seyn (sagte jemand). Denn unter den Comödianten giebt es viele Leute von guter und vornehmer Abkunft."

„Das kann seyn (antwortete Vidriera). Allein auf dem Theater ist eine adelige Abkunft am wenigsten nöthig. Gewandte, wohlerzogene, und

vor allen Dingen beredte Leute, braucht man freylich. Man kann auch wohl mit Recht von ihnen sagen, daß sie ihr Brod im Schweiß ihres Angesichts und mit unbeschreiblicher Anstrengung verdienen müssen. Denn sie müssen unaufhörlich Rollen studieren; müssen wie die Zigeuner von Dorf zu Dorf und von einer Kneipschenke in die andere wandern; und auf Kosten mancher Nachtwache andern Vergnügen machen; weil mit dem Vergnügen anderer Leute ihr eigener Vortheil verbunden ist. Uebrigens muß man es an ihnen rühmen, daß sie mit ihrem Gewerbe niemand betriegen; denn sie kramen ihre Waare öffentlich aus, daß ein jeder sie sehen und beurtheilen kann. Die Arbeit der Schauspieldichter ist unglaublich, und ihre Verlegenheit ist oft groß. Sie müssen es sich sauer werden lassen, damit sie nicht am Ende des Jahrs so tief in Schulden gerathen, daß sie Hab' und Gut ihren Gläubigern überlassen müssen. Und doch kann der Staat sie so wenig entbehren, als die Haine, Lustwälder, schöne Gegenden, und andere unschuldige Ergetzlichkeiten."

Vidriera setzte hinzu, einer von seinen guten Freunden meyne, wer einer Schauspielerinn seine

Aufwartung mache, der diene auf einmahl einer Menge Damen in einer Person; denn sie sey bald Königinn, bald Nymphe; bald eine Göttinn, bald eine Schäferinn, oder eine Dienstmagd; ja bisweilen gar Page und Lakey; weil sie alle diese Rollen wechselsweise spielen müsse.

Einst fragte man ihn, wer wohl in der Welt der Glücklichste gewesen sey.

„Das wär Niemand (sprach Vidriera). Denn Niemand kennet den Vater; Niemand ist ohne Mängel gebohren; Niemand ist mit seinem Schicksal zufrieden; und Niemand ist aufgefahren gen Himmel."

Von den Fechtern pflegte er zu sagen, sie lehrten eine Wissenschaft, oder Kunst, die sie nicht ausüben könnten, wenn sie sie nöthig hätten; denn es wäre ein wenig verwegen gehandelt, wenn man die Gedanken und Bewegungen seines erzürnten Gegners auf mathematische Grundsätze zurückführen wollte.

Die Menschen, die sich den Bart färbten, konnte Vidriera nicht ausstehen. Einst zankten

in seiner Gegenwart ein Portugiese und ein Spanier mit einander. Der Portugiese, der sich den Bart stark gefärbt hatte, schwor: por estas barbas, que tenho no rosto! (bey diesem Bart, den ich am Kinn habe.) Vidriera rief ihm zu: Olhais, homem! não digais tenho, mas tingo; (hört Freund, sagt lieber nicht habe, sondern färbe). Bey einem andern schien der Bart ganz scheckig, weil er schlecht gefärbt war. Zu diesem sagte Vidriera, sein Bart gliche einem schwarzgelben Misthaufen. Einem dritten, dessen schwarzer Bart halb mit Grau gesprenkelt war, weil er versäumt hatte, die nachgewachsenen Haare zu färben, rieth er, mit niemand Streit anzufangen, weil man ihm sonst leicht vorwerfen möchte, er löge in seinen halben Bart. Einmahl erzählte er, ein artiges und sehr vernünftiges Mädchen habe einst, auf das Zureden ihrer Aeltern, einem alten Graubart ihre Hand versprochen. Am Abend vor der Hochzeit badete sich dieser, nicht im Jordan (wie die alten Weiber zu sagen pflegen), sondern er nahm seine Zuflucht zu einer Flasche Scheidewasser mit Silberauflösung, und verjüngte damit seinen Bart dergestalt, daß er statt der bereiften Knebel, womit er sich niederlegte, am andern Morgen mit

einem rabenschwarzen Bart wieder aufstand. Wie die Stunde der Trauung kam, und das Mädchen die umgefärbte Figur erblickte, verlangte sie von ihren Aeltern, sie sollten ihr denselben Bräutigam liefern, mit welchem sie sich versprochen hätte; denn sie würde keinen andern nehmen. Die Aeltern antworteten, dieser sey ja derselbe, den sie ihr zum Bräutigam vorgeschlagen hätten. „Mit nichten" sprach das Mädchen, und berief sich auf Zeugen, daß sie ihre Hand einem ehrwürdigen Greise versprochen habe, und daß man ihr nun einen andern unterschieben wolle. Sie bestand auf ihrer Behauptung; der Gefärbte mußte beschämt abziehen; und aus der Hochzeit ward nichts.

Den Dueñas war Vidriera nicht weniger gram, und er pflegte mit seiner gewöhnlichen Laune von ihrem par ma foi! von ihren Trauerkappen ähnlichen Schleyern, von ihrem ewigen Geziere und Grimassen, und von ihrer Hungerleiderey Wunder zu erzählen. Er ärgerte sich über ihre Schwindel und Vapeurs, über ihre Art zu reden, die so geschniegelt und geschnörkelt ist, wie die Falten in ihren Schleyern, und endlich über ihre Nähkissen und ihre Faullenzerey.

Man fragte ihn einmahl: „Wie geht es zu, Herr Licentiat, da Ihr auf so manche Handthierungen übel zu sprechen seyd, daß Ihr noch nie etwas Schlimmes von den Notarien gesagt habt, wider welche doch so vieles einzuwenden ist?"

„Ich bin zwar von Glas (antwortete Vidriera); aber doch nicht so gebrechlich, daß ich mich von jedem Wahn des Pöbels breit schlagen liesse, der sich so oft irre führen läßt. Die Notarien kommen mir vor, wie das ABC, oder die musikalische Tonleiter der Lästermäuler. Denn so, wie man beym ABC anfangen muß, um sich in die Grammatik, und durch diese in alle Wissenschaften einzuweihen, und wie man ohne Fa und Sol nicht singen lernen kann; so üben die Lästerer auch ihre Zungen zuerst an den Notarien, Polizeywächtern, und andern Dienern der Gerechtigkeit. Ohne die Notarien bliebe die Wahrheit oft, verschämt und gemißhandelt, im Finstern verborgen. Sirach sagt: In manu Dei potestas hominis est, et super faciem scribae imponit honorem. Der Notarius steht in einem öffentlichen Amte, und ohne ihn könnte der Richter oft das seinige nicht gehörig verwalten. Ein Notarius muß ein freyer

und freygebohrner Mann seyn, und weder ein Sclave, noch der Sohn eines Sclaven; ein ächter Sohn seiner Aeltern, und kein Bastard; auch kein Abkömmling von verworfenen Menschen. Er schwört Treue, Verschwiegenheit, und Unbestechlichkeit; und daß weder Freundschaft, noch Feindschaft, weder Vortheil, noch Nachtheil, ihn bewegen soll, von der christlichen und gewissenhaften Ausübung seiner Pflicht abzuweichen. Wenn so viele gute Eigenschaften zu diesem Amte erforderlich sind, läßt es sich dann wohl denken, daß mehr als zwanzigtausend Notarien, die es in Spanien giebt, nur bloß dem Satan zur Weinlese dienen sollten, als wären sie lauter Reben, die er gesenkt hätte? Das glaube ich nicht, und es wäre nicht gut, wenn es sonst jemand glaubte. Denn sie sind nun einmahl in einem wohlgeordneten Staate unentbehrlich, und wenn sie sich bisweilen übermässig bezahlen lassen, so mag es ihnen auch wohl oft nicht wenig sauer werden, den steifen Bogen des Rechts zu biegen, und aus diesen zwey Extremen möchte sich wohl der Mittelweg ergeben, der die Herren lehrte, auf ihrer Hut zu seyn."

Von den Schaarwächtern sprach er, es wäre kein Wunder, wenn sie hin und wieder Feinde hätten, da ihr Amt darin bestände, den Leuten ihre Habe aus dem Hause zu hohlen, sie selbst in Arrest zu nehmen, und auf ihre Unkosten zu zehren.

Er tadelte die Nachlässigkeit und Unwissenheit der Sachwalter und Advocaten, und verglich sie mit den Aerzten, die sich ihre Recepte bezahlen lassen, der Kranke mag genesen, oder nicht. So (sprach er) nähmen auch die Advocaten ihre Sporteln, sie möchten den Proceß für ihre Clienten gewinnen, oder verlieren.

Einer fragte ihn, welches das beste Land wäre.

„Das fruchtbarste und ergiebigste," sprach Vidriera.

„Das wollt' ich nicht wissen (versetzte der andere). Sagt mir aber, welcher Ort ist besser, Valladolid, oder Madrid?"

„In Madrid (sprach Vidriera) sind Himmel und Erde besser. In Valladolid was dazwischen liegt."

Einmahl beklagte sich ein Mann gegen ihn, daß ihm seine Frau bey ihrer Ankunft in Valladolid sehr krank geworden sey, und der Boden habe sie ganz ausgezehrt.

„Wenn sie eifersüchtig war (sprach Vidriera), so wär' es besser gewesen, er hätte sie gar verschlungen."

Von den Musikanten und Fußboten sagte er, ihre Erwartungen wären sehr gemässigt; denn die Fußboten machten sich höchstens Hoffnung, einmahl reitende Boten zu werden, und die Musikanten, in die königliche Capelle zu kommen.

Von den Lustdirnen pflegte er zu sagen, daß ihre Gefälligkeit manchen viel Unlust verursachte.

Wie er einst in eine Kirche trat, sah er, daß man zu gleicher Zeit einen Greis begrub, ein Kind zur Taufe trug, und ein Frauenzimmer zur Trauung führte.

„Der Tempel ist ein Schlachtfeld (sprach Vidriera), wo die Greise fallen, die Kinder überwinden, und die Weiber triumphieren."

Einmahl stach ihn eine Wespe am Halse. Er wagte es nicht, sie abzuschütteln, weil er glaubte, von Glas zu seyn; aber er klagte doch über den Schmerz, den sie ihm verursachte. Man fragte ihn, wie er den Stich fühlen könne, da er doch von Glas sey?

„Die Wespe gehört gewiß zu den Lästerern (gab er zur Antwort). Ihr Stachel durchdringt nicht nur Glas, sondern auch Stahl und Erz.“

Ein feister Klosterbruder ging einmahl vorüber, und einer von den Umstehenden sagte: „Der arme Pater kann vor Schwindsucht kaum gehen.“

Vidriera ward böse, und sagte: „Wißt Ihr wohl, was die Schrift sagt: Nolite tangere Christos meos? Seht einmahl nach, wie viele Heilige die Kirche seit wenigen Jahren in das Register der Seligen aufgenommen hat. Findet Ihr darunter Soldaten, Gelehrte, Staatsmänner, Herzoge, Grafen und Herren? Oder heißt es nicht vielmehr immer Bruder Diego, Bruder Jacinto, Bruder Raymundo, und sind es nicht lauter gottselige geistliche Herren? Die Klöster, die Klö-

ster sind die Obstgärten, deren Früchte täglich dem lieben Gott auf den Tisch gesetzt werden."

Die Pasquillanten verglich er mit den Federn des Adlers, von denen man sagt, daß sie die Federn der andern Vögel, die ihnen nahe kommen, zerreissen und zerfetzen.

Von den Spielhäusern und Gaunern hörte er nicht auf, zu reden. Die Spielwirthe nannte er ausgemachte Doppelzüngler. Denn da sie von dem Bankier bezahlt würden, so wünschten sie nur, die Bank bald gesprengt zu sehen, damit ein anderer sie hielte, und neue Sporteln für sie abfielen. An den Spielern rühmte er die Geduld, womit sie Nächte durchwachten, und ihr Geld verspielten; und wenn sie auch vor Wuth und Aergerniß bersten wollten, sich doch nicht getrauten, das Maul zu öffnen, und lieber alle Qualen der Hölle litten, damit die Gegenspieler nur nicht aufständen, und mit dem Gewinnst davon gingen. Eben so lobte er gewisse ehrbare Spielwirthe, die um keinen Preis ein anderes Spiel in ihrem Hause gestatteten, als Lomber und Pikett, und so bey gelindem Feuer ihr Eisen desto besser und mit mehr Sicherheit schmiedeten, und

am Ende des Monats mehr Spielgeld zögen, als alle Pharaotische und Würfelspiele zusammen.

Mit einem Worte, Vidriera sprach lauter solche Dinge, daß man ihn nie für einen Narren halten konnte, ausser wenn er anfing, zu schreyen, man sollte ihm nicht zu nahe kommen, und ihn nicht anrühren; oder wenn man seinen weiten Kittel, seine Enthaltsamkeit im Essen, und die Art und Weise betrachtete, wie er aß und trank, und daß er im Sommer nicht anders, als im freyen Felde, und im Winter unter einem Heuschober schlief, und dadurch seinen Wahnsinn verrieth.

Seine Krankheit dauerte ungefähr ein Par Jahre, bis endlich ein Geistlicher vom Orden des heiligen Hieronymus, der die Kunst besaß, die Taubstummen verstehen, und gewissermassen auch reden zu lehren, und die Narren klug zu machen, es aus Mitleid unternahm, ihn zu heilen, und ihm auch wirklich wieder zu seiner vorigen gesunden Vernunft verhalf. So bald Thomas hergestellt war, ließ er ihn wieder als einen Rechtsgelehrten kleiden, und nach der Residenz zurück bringen, damit er daselbst seinen gesunden Verstand eben so wohl, als vor-

mahls seine Narrheit, an den Tag legen, und sich in seinem Berufe verdient und berühmt machen könnte.

Thomas nannte sich nun nicht mehr Rodaja, sondern Licentiat Rueda, und kehrte nach der Residenz zurück.

Die Gassenjungen hatten ihn noch nicht vergessen. Weil er aber jetzt ganz anders gekleidet ging, wagten sie es nicht, ihm nachzuschreyen, oder ihn mit Fragen zu verfolgen. Doch gingen sie ihm nach, und fragten sich ins Ohr: „Ist das nicht unser närrischer Vidriera? Gewiß ist er's, und ist wieder klug geworden. Aber er mag auch wohl in ordentlicher Kleidung noch eben solch ein Narr seyn, als in der Narrenkappe. Laßt uns ihn doch etwas fragen, damit wir uns überzeugen."

Der Licentiat hörte alles, und schwieg; doch machte es ihn weit verwirrter und beschämter, als da er noch seines Verstandes beraubt war.

Die Gassenjungen hatten ihn zuerst erkannt; hernach auch die Männer, und ehe der Licentiat die

Halle des Gerichtshofes erreichte, hatte er schon ein Gefolge von mehr, als zweyhundert Menschen von allen Ständen um sich. Unter dieser (mehr als professormässigen) Begleitung erschien er im Gerichtshofe, wo ihn auch noch alle diejenigen umringten, welche sich dort befanden. Wie er sich von so vielen Menschen umgeben sahe, erhob er die Stimme, und sagte: „Meine Herren! Ich bin zwar Vidriera; aber nicht mehr derselbe, der ich gewesen bin. Ich bin jetzt der Licentiat Rueda. Unglücksfälle, denen man in der Welt unterworfen ist, hatten mir meinen Verstand geraubt; aber Gott hat ihn mir aus Barmherzigkeit wieder gegeben. Aus den Reden, die ich in meinem Wahnsinn geführt habe, könnt Ihr einigermassen urtheilen, wie ich als vernünftiger Mann sprechen werde. Ich habe als ein armer Jüngling in Salamanca studiert, und habe mir dort die zweyte Würde in der Rechtsgelahrtheit erworben. Ihr könnt demnach wohl denken, daß ich vielmehr durch Verdienst, als durch Gunst, diese Würde erlangt habe. Ich komme hier auf das Mare magnum dieses berühmten Gerichtshofes, um als Advocat mein Brod zu verdienen. Wenn Ihr mich aber nicht ungestört laßt, so muß ich auf diesem Meere zappeln und

untergehen. Ich bitte Euch um Gottes willen, machet nicht, daß euer Gefolge mir zur Verfolgung gereiche, und daß es mir an demjenigen, was ich als Narr fand — an meinem Unterhalte — nicht gebrechen möge, da ich nun wieder vernünftig bin. Was Ihr mich sonst auf Strassen und Märkten gefragt habt, das fraget mich künftig in meinem Hause, so werdet Ihr sehen, daß ich das, was ich sonst aus dem Stegreif antwortete, jetzt noch besser mit Ueberlegung werde sagen können."

Ein jeder hörte ihn an, und einige verliessen ihn. Mit einem etwas kleineren Gefolge begab er sich nach Hause. Am folgenden Tage ging er wieder aus, und es ging ihm nicht besser. Er hielt eine zweyte Rede, und richtete nichts mehr damit aus. Er verzehrte das Seinige, und gewann nichts. Wie er endlich sah, daß er würde verhungern müssen, entschloß er sich, die Residenz zu verlassen, und wieder nach Flandern zu gehen, um die Kraft seines Armes zu versuchen, da sein Kopf ihm nicht helfen konnte. Wie er den Gerichtshof verließ, rief er aus: „O Jurisprudenz! Du nährest die unverschämten Schwätzer, und verdammest das bescheidene Verdienst zum Hungertode."

Mit diesen Worten begab er sich auf die Reise nach Flandern, wo er in Gesellschaft seines Freundes, des Hauptmanns Valdivia, ein Leben unter den Waffen beschloß, dessen Anfang er durch die Wissenschaften berühmt gemacht hatte. Er nahm den Ruhm eines vernünftigen und tapfern Soldaten mit ins Grab.

VI.

Die Stimme der Natur.

An einem schwülen Sommerabend kam ein alter Edelmann in Toledo vom Spaziergange am Ufer des Flusses zurück, mit seiner Gemahlinn, einem kleinen Söhnchen, einer Tochter von ungefähr funfzehn Jahren, und einem Dienstmädchen. Der Himmel war heiter, die Zeit ungefähr elf Uhr Abends, der Weg einsam; und sie gingen mit langsamen Schritten, um nicht den Zoll der Ermüdung für das Vergnügen zu bezahlen, das man auf den Auen am Ufer des schönen Stromes genießt. Im Vertrauen auf die strenge Polizey, die in Toledo herrscht, und auf die Gutmüthigkeit und Sittlichkeit der Einwohner, wandelte der gute Edelmann mit seiner stillen Familie sorglos einher, und ahndete nichts von

einem unangenehmen Zufall. Wie uns aber Unglücksfälle gemeiniglich unvermuthet überraschen, so begegnete ihnen unverhofft ein Vorfall, der ihre Ruhe störte, und worüber sie viele Jahre seufzen mußten.

In derselben Stadt befand sich ein junger Cavalier von zwey und zwanzig Jahren, den seine grossen Reichthümer, seine vornehme Abkunft, sein verderbter Geschmack, übermässige Freyheit, und der Umgang mit leichtfertigen Gesellschaftern, zu manchen ausschweifenden Handlungen verleiteten, die seinem Stande keine Ehre machten, und ihm den Beynahmen eines Wüstlings zuwege brachten. Dieser Cavalier, den wir aus Schonung nicht nennen, sondern ihm den Nahmen Rodolfo beylegen wollen, kam nebst vier seiner Spießgesellen, lauter jungen, rüstigen, unbändigen Leuten, vom Hügel herab, den der Alte eben hinan wandelte. Die kleine Herde argloser Lämmer begegnete den raubgierigen Wölfen. Mit unverschämter Geberde und mit vermummten Gesichtern stierten Rodolfo und seine Gefährten die Frauenzimmer an. Der alte Herr ward stutzig, und verwies ihnen mit glimpflichen Worten ihre Ungezogenheit. Sie erwiederten mit Grobheit und

Hohnlache, und gingen vorüber, ohne etwas weiter zu unternehmen. Allein Leocadiens Schönheit (so, sagt man, hieß die Tochter des Edelmanns) hatte einen so tiefen Eindruck auf Rodolfo gemacht, daß sie seine Begierden plötzlich entzündete, und ihn zu dem Entschlusse bewog, sie, Trotz aller Gefahr, die daraus entstehen könnte, zu besitzen, und daß er auf der Stelle seinen Gefährten seine Absicht entdeckte. Reiche Verschwender finden immer Helfershelfer, die ihre Ausschweifungen billigen und unterstützen, und die Gesellschafter des Rodolfo waren auf den ersten Wink bereit, ihm zu Gefallen umzukehren, und Leocadien zu entführen. Mit einem Worte, die Entstehung, Mittheilung, Billigung, und Ausführung seines bösen Vorsatzes waren fast das Werk eines einzigen Augenblicks. Sie verhüllten ihre Gesichter mit ihren Schnupftüchern, zogen ihre Degen, kehrten um, und hohlten mit wenigen Schritten diejenigen wieder ein, welche kaum Zeit gehabt hatten, Gott für die Errettung aus ihren frevelhaften Händen zu danken. Rodolfo bemächtigte sich Leocadiens, und schleppte sie in seinen Armen fort. Sie hatte nicht die Kraft, sich zu vertheidigen, und ihr Schrekken raubte ihr nicht nur das Vermögen, um Hülfe

zu rufen, sondern auch alle Besinnung. Ohnmächtig und betäubt, ward sie weder gewahr, wer sie entführte, noch wohin man sie schleppte. Ihr Vater schrie; die Mutter jammerte; ihr kleiner Bruder weinte; das Mädchen rang die Hände; allein ihr Geschrey und Winseln fand kein Gehör; niemand war da, sich ihrer Thränen zu erbarmen; die Einsamkeit des Orts und die öde Stille der Nacht verbargen die Schandthat, und die Frevler hatten kein Gefühl für Bitten und Thränen. Frohlockend zogen sie ab, und liessen den Greis und die Seinigen kummervoll zurück. Rodolfo erreichte ungehindert seine Wohnung, und Leocadiens Aeltern kehrten verwaist, bekümmert, und trostlos nach Hause. Mit Leocadien war ihnen das Licht ihrer Augen entschwunden, und einsam war ihnen ihre Hütte geworden, ohne ihre Tochter, in der sie sonst ihre höchste Wonne fanden. Sie wußten nicht, ob sie den Vorgang den Gerichten anzeigen sollten; denn sie fürchteten sich, ihre eigene Schande kund zu machen. Als armen Edelleuten fehlte es ihnen an mächtigen Gönnern, und überdieß wußten sie nicht, wen sie anders anklagen sollten, als ihr unbeschreibliches Unglück.

Unterdessen hatte der verschmitzte Rodolfo Leocadien schon in sein Haus und in sein eigenes Zimmer gebracht. Obgleich er merkte, daß sie ohnmächtig in seinen Armen lag, hatte er ihr doch die Augen verbunden, damit sie nicht gewahr würde, durch welche Strassen er sie schleppte, und in welches Haus und Zimmer er sie brachte. Da er in dem Hause seiner Aeltern eine abgesonderte Wohnung, und die Schlüssel zu seinen Zimmern hatte (eine Nachlässigkeit, welche Aeltern vermeiden sollten, die ihre Kinder an eine ordentliche und eingezogene Lebensart gewöhnen wollen), so hatte er schon seine Begierden befriedigt, ehe Leocadia sich aus ihrer Ohnmacht erhohlte; denn die unkeuschen Triebe wilder Jünglinge lassen ihnen nicht Zeit, auf bequeme Gelegenheiten zu warten, die den Genuß erhöhen. Blind an den Augen des Verstandes raubte Rodolfo Leocadien in der Finsterniß das kostbarste Kleinod, und da die Laster der Sinnlichkeit gemeiniglich mit der Stillung der Begierden ihr Ziel erreichen, so wünschte Rodolfo nichts angelegentlicher, als Leocadien sogleich wieder zu entfernen, und er kam auf den Gedanken, sie in ihrem ohnmächtigen Zustande wieder auf die Strasse zu bringen. Er war schon im Begriff, sei-

nen Vorsatz auszuführen, als er merkte, daß sie wieder zu sich selbst kam.

„Wo bin ich? (seufzte sie) ich Unglückliche! Woher kommt diese Dunkelheit? Welche Finsterniß umgiebt mich? Bin ich noch in dem Limbus meiner Unschuld, oder schon in der Hölle des Verbrechens? Himmel! wer berührt mich? Ich, auf einem Bette? O, ich Elende! Hörest Du mich nicht, geliebte Mutter? Hörest Du nicht meine Stimme, mein Vater? Ach, ich Verlassene! Mich hört weder Vater, noch Mutter, und die Hand meiner Feinde hat mich umfangen. Wie glücklich wär' ich, wenn diese Finsterniß fortdauerte, und meine Augen das Licht dieser Welt nie wieder erblickten! wenn dieser Ort — er sey welcher er wolle — meine Schande auf ewig begrübe. Denn verborgene Schande ist besser, als gekränkte Ehre, die den Menschen verdächtig gemacht wird. Aber jetzt besinn' ich mich — o, daß ich nie wieder zu dieser Besinnung gekommen wäre! — Vor wenigen Minuten befand ich mich noch in der Gesellschaft meiner Aeltern. Man raubte mich mit Gewalt. Ach, ich sehe, ich fühle, daß es besser für mich ist, wenn Menschen mich nie wieder erblicken! Wer Du auch

seyn magst, der sich hier mit mir befindet, (sie ergriff beyde Hände des Rodolfo), wenn dein Herz irgend eine Bitte Statt finden läßt, so flehe ich Dir, raube mir auch das Leben, da Du mir meine Ehre geraubt hast. Tödte mich diesen Augenblick; denn diejenige darf nicht leben, die ihre Ehre verlohren hat. Bedenke, daß die Grausamkeit, womit Du mich beleidigt hast, durch Barmherzigkeit gemildert wird, wenn Du mich umbringst, und zeige Dich wohlthätig in dem Augenblicke, da Du grausam gegen mich handelst."

Rodolfo war voll Verwirrung über Leocadiens Rede, und als ein unerfahrner Jüngling wußte er nicht, was er thun, oder was er antworten sollte. Leocadia wunderte sich über sein Stillschweigen, und wußte nicht, ob sie mit einem Schatten, oder Gespenst in Gesellschaft wäre. Weil sie jedoch einen menschlichen Körper fühlte, und sich der Gewalt erinnerte, mit welcher man sie ihren Aeltern entrissen hatte, konnte sie an der Wirklichkeit des ihr widerfahrenen Unglücks nicht zweifeln. Sie knüpfte deswegen die Rede wieder an, die ihr Schluchzen und ihre Seufzer unterbrochen hatten. „Frevelhafter Jüngling! (sprach sie)

Wie kindisch und unerfahren zeigest Du Dich in deinen Handlungen. Ich verzeihe Dir die Beleidigung, die Du mir zugefügt hast, und ich verlange von Dir nichts weiter, als daß Du mir zusagest und schwörest, das Verbrechen, das Du unter dem Deckmantel der Finsterniß begangen hast, auch durch ewige Verschwiegenheit vor der Welt zu bedecken. Die Vergeltung ist klein, die ich für eine so schwere Vergehung von Dir verlange; aber für mich ist sie die grösseste, die ich von Dir zu fordern weiß, und die Du mir gewähren kannst. Bedenke, daß ich nie dein Angesicht gesehen habe, und daß ich es auch nie zu sehen wünsche. Denn obgleich die Erinnerung der Beleidigung mir stets gegenwärtig bleiben wird, so wünsche ich nicht, mich meines Beleidigers zu erinnern, und das Bild desjenigen in meinem Gedächtniß zu tragen, der mich unglücklich gemacht hat. Der Himmel allein soll meine Klagen hören, und nie soll die Welt etwas davon vernehmen, welche die Dinge nicht nach ihrem wahren Verlauf beurtheilt, sondern so, wie sie selbst sie sich vorstellt. Ich weiß nicht, wie mir alle die wichtigen Wahrheiten, die ich Dir ans Herz lege, in den Mund kommen, da nur lange Erfahrung und eine Reihe von Jahren sie lehren können, und da ich

noch nicht siebzehn zähle. Fast scheint es mir, daß der Schmerz die Betrübten durch einerley Wirkung bald stumm macht, und bald ihnen die Zunge löset. Bald übertreiben sie die Schilderung ihres Unglücks, um es anschaulich zu machen; bald verschweigen sie es, weil sie aller Hülfe entsagen. Auf welche Weise ich rede, oder schweige, so hoffe ich Dich zu bewegen, mir zu glauben, und mir zu helfen; denn Du müßtest unvernünftig seyn, wenn Du mir nicht glaubtest, und wenn Du mir nicht hülfest, so wären alle Mittel der Linderung für mich verlohren. Ich will nicht verzweifeln, weil es Dir so wenig kostet, mir diese Erleichterung in meinem Unglück zu verschaffen. Mache Dir nur keine Hoffnung, daß die Zeit meinen gerechten Zorn gegen Dich besänftigen werde; und suche noch weniger, das Maß deiner Beleidigungen zu häufen. Deine Begierden sind durch den Genuß befriedigt. Bilde Dir ein, Du habest mich zufälligerweise und ohne überlegten Vorsatz beleidigt. Ich werde suchen, mich zu überreden, daß ich entweder nie, oder nur zum Unglück gebohren bin. Laß mich hinaus auf die Strasse, oder bringe mich nur bis an die Hauptkirche, so will ich hernach wohl den Weg nach meinem Hause finden. Schwöre mir aber zugleich, mir nicht zu folgen, und

weder nach meinem Nahmen, noch nach dem Nahmen meiner Aeltern zu forschen. Wären diese so reich, als sie von gutem Adel sind, so hätten sie an mir dieß Unglück nicht erlebt. Antworte mir, und wenn Du fürchtest, ich möchte Dich an deiner Stimme erkennen, so wisse, daß ich ausser meinem Vater und meinem Beichtvater mit keiner Mannsperson in meinem Leben gesprochen habe; und nur wenige habe ich in solcher Nähe reden gehört, daß ich ihre Stimme unterscheiden könnte."

Rodolfo erwiederte auf die vernünftige Rede der unglücklichen Leocadie nur durch neue Versuche, seinen Genuß und ihre Demüthigung zu wiederhohlen. Allein sie vertheidigte sich mit Händen und Füssen, stärker, als man von ihrem zarten Alter vermuthen konnte.

„Niederträchtiger Verräther! (sprach sie) Du magst seyn wer Du willst, so mußt Du wissen, daß Du die Gewalt, die Du mir gethan, an einer leblosen Bildsäule verübt hast, deren Besiegung Dir zum Schimpf und zur Schande gereicht. Aber jetzt kannst Du deinen Zweck nicht erreichen, oder Du mußt mich erst morden. In meiner Ohnmacht hast

Du mich zertreten und vernichtet; aber wachend, und meiner Sinne mächtig, kannst Du mich eher umbringen, als überwinden. Wenn ich jetzt wachend mich deinen schändlichen Lüsten Preis gäbe, so könntest Du Dir einbilden, meine Ohnmacht wäre verstellt gewesen, wie Du die Bosheit hattest, mich ins Verderben zu stürzen."

Kurz, Leocadia leistete so beherzten Widerstand, daß Rodolfo's Begierden mit der vergeblichen Erschöpfung seiner Kräfte zugleich verschwanden. Und da der Frevel, den er an Leocadien verübt hatte, die Folge einer vorübergehenden ausschweifenden Leidenschaft gewesen war, welche nicht vermögend ist, eine wahre dauerhafte Liebe zu erzeugen, so mußte diese Leidenschaft bey ihm, wo nicht in Reue übergehen, doch nur ein schwaches Bestreben, sein Verbrechen zu erneuern, übrig lassen. Ermüdet und stillschweigend ging er hinaus, und verschloß Leocadien in seinem Zimmer, und ging, seine Cameraden aufzusuchen, um sich mit ihnen zu berathschlagen. Wie Leocadia fand, daß sie allein und eingesperrt war, stand sie auf, und tappte in dem ganzen Zimmer an allen Wänden umher, um eine Thüre, oder wenigstens ein

Fenster zu suchen, aus welchem sie entspringen könnte. Die Thüre fand sie verschlossen; allein die Fensterladen liessen sich öffnen, und bey dem hereinfallenden Mondlichte ward sie gewahr, daß das Zimmer mit Damast behangen, und daß das Bett vergoldet und so reich verziert war, daß es eher einem Fürsten, als einem blossen Edelmann, zu gehören schien. Sie merkte sich jeden Tisch und Stuhl und die Lage der Thüre, und sie ward auch einige Gemählde gewahr, deren Gegenstände sie jedoch nicht deutlich unterscheiden konnte. Das Fenster war groß, aber mit einem starken Gitter verwahrt, und ging in einen Garten, der mit einer hohen Mauer umgeben war, so daß ihre Absicht, zu entfliehen, allenthalben unüberwindliche Hindernisse fand. Alles, was sie um sich sah, die Grösse und die kostbare Verzierung des Zimmers, überzeugte sie von dem nicht geringen Reichthum und vornehmen Stande des Besitzers. Nahe beym Fenster stand auf einem Schreibtische ein kleines Crucifix von gediegenem Silber. Dieses steckte Leocadia zu sich, aber weder aus Andacht, noch aus Gierigkeit, sondern ihre Klugheit gab ihr Hoffnung, einen andern Endzweck damit zu erreichen. Hierauf that sie das Fenster wieder zu, setzte sich

auf das Bett, und erwartete den Ausgang ihres unglücklich angefangenen Abentheuers.

Kaum war eine halbe Stunde vergangen, so hörte sie, daß man die Thüre wieder öffnete, und daß sich jemand näherte, der ohne ein Wort zu reden ihr die Augen verband, sie beym Arm aus dem Zimmer führte, und die Thüre hinter sich verschloß. Es war Rodolfo selbst. Er war zwar in der Absicht ausgegangen, seine Cameraden aufzusuchen; hatte sich aber wieder bedacht, und sie nicht zu Zeugen von demjenigen machen wollen, was zwischen ihm und Leocadien vorgefallen war. Vielmehr nahm er sich vor, ihnen zu sagen, Leocadiens Thränen und seine Reue über sein ungebührliches Betragen hätten ihn bewogen, sie auf dem halben Wege wieder gehen zu lassen. Er eilte deswegen zurück, um Leocadien, ihrer Bitte gemäß, nach der Hauptkirche zu führen, ehe der anbrechende Tag ihn hinderte, sie aus dem Hause zu schaffen; denn er hatte weder Lust, seine Kräfte von neuem gegen sie zu versuchen, noch sich der Gefahr auszusetzen, von ihr erkannt zu werden, wenn er sie bis an den andern Abend in seinem Zimmer behalten müßte. Er führte sie bis an den

Platz del Ayuntamiento, wo er in einem gebrochenen spanischportugiesischen Dialect zu ihr sagte, sie könnte sicher nach Hause gehen, und es würde ihr niemand nachfolgen.

Ehe Leocadia sich noch die Binde von den Augen lösen konnte, hatte sich Rodolfo schon entfernt, und war nicht mehr zu sehen. Wie sie sich allein befand, und den Ort erkannte, wo man sie gelassen hatte, sah' sie allenthalben umher, und obgleich sie keinen Menschen gewahr ward, stand sie doch, aus Furcht man möchte ihr nachspüren, auf dem kurzen Wege nach ihrer Aeltern Hause jeden Augenblick still und sah sich um, und um diejenigen, die ihr etwan nachgehen möchten, irre zu führen, ging sie in eine offen stehende Thüre in der Nachbarschaft ihrer Aeltern, ehe sie sich in ihr eigenes Haus begab.

Hier fand sie ihre erstaunten Aeltern noch in vollen Kleidern; denn Schrecken und Schmerz hatten sie noch an keine Ruhe denken lassen. Mit offenen Armen eilten sie ihr entgegen, und empfingen sie mit Thränen in den Augen. Zitternd und wehmüthig bat sie ihre Aeltern, mit ihr auf die

Seite zu gehen, und entdeckte ihnen die ganze unglückliche Begebenheit, die sich mit ihr zugetragen hatte, mit allen ihren Umständen. Sie sagte ihnen, daß sie den Entführer und Räuber ihrer Ehre nicht kenne. Sie beschrieb ihnen den Schauplatz, wo das Trauerspiel ihres Unglücks war aufgeführt worden; das Fenster, den Garten, das Gitter, den Schreibtisch, das Bett und die Tapeten, und endlich zeigte sie ihnen auch das Crucifix, welches sie mitgenommen hatte. Bey dem Anblick des heiligen Bildes erneuerten sich ihre Thränen und Verwünschungen, und sie flehte es an um Rache und um wunderthätige Strafgerichte über ihren Beleidiger. Sie sagte, obwohl sie selbst nicht wünschte, ihn zu kennen, so überliesse sie es doch der Klugheit ihrer Aeltern, ob sie versuchen wollten, ihn vermittelst dieses Bildes ausfindig zu machen. Man könnte auf allen Kanzeln in der Stadt ankündigen lassen, daß der Eigenthümer des Bildes es bey demjenigen Geistlichen, den man dazu erwählte, wieder erhalten könne. Auf diese Weise wäre es vielleicht möglich, die Wohnung und die Person ihres Beleidigers auszuforschen.

„Du hättest Recht, meine Tochter (antwortete der Vater), wenn die leidige Bosheit deinem vernünftigen Plan nicht gar zu leicht entgegenwirken könnte. Du kannst wohl denken, daß man schon in diesem Augenblicke dieß Bild in dem Zimmer vermissen wird, und daß der Eigenthümer ohne Zweifel die Person, die bey ihm gewesen ist, für die Entwenderinn hält. Wenn er nun hört, daß es sich in den Händen eines Geistlichen befindet, so erfährt er vielleicht eher, wer es diesem anvertrauet hat, als wir denjenigen entdecken, dem es zugehört; denn er kann ja das Bild einem andern hinlänglich bezeichnen, um es durch ihn abfordern zu lassen. Dann liefen wir Gefahr, eher beschämt, als benachrichtigt zu werden; obgleich wir uns auch desselbigen Mittels bedienen, und dem Geistlichen das Bild durch die dritte Hand zustellen lassen könnten. Du thust am besten, mein Kind, es zu behalten, und Dich ihm zu empfehlen. Da es Zeuge deines Unglücks gewesen ist, so erweckt es Dir vielleicht einen Richter, der sich deiner Sache annimmt. Bedenke, meine Tochter, daß eine Unze öffentlicher Unehre schwerer drückt, als ein Centner heimliche Schande. Und da Du mit Gottes Hülfe in den Augen der Welt ehrlich leben kannst, so quäle Dich

nicht mit dem Vorwurfe, Dich in deinen eigenen Augen für geschändet zu halten. Nur das Laster macht wirkliche Schande, so wie nur die Tugend wahre Ehre gewährt. Man kann sich nur durch Gedanken, Worte, und Handlungen gegen Gott versündigen. Da Du Dich nun weder in deinen Reden, noch in deinen Werken und Gedanken gegen ihn vergangen hast, so betrachte Dich als schuldlos. Ich wenigstens werde Dich immer dafür halten, und Dich nie anders, als mit den Augen eines zärtlichliebenden Vaters betrachten."

Mit solchen Vernunftgründen tröstete Leocadien ihr würdiger Vater. Ihre Mutter drückte sie an ihr Herz, und versuchte gleichfalls, ihr Trost zuzureden. Sie seufzte und weinte von neuem, und entschloß sich, ihr Haupt (wie man zu sagen pflegt) zu verhüllen, und unter den Augen ihrer Aeltern in Kleidung und Sitten die eingezogenste Lebensart zu führen.

Wie Rodolfo in der Zwischenzeit zu Hause kam, und das Crucifix vermißte, errieth er leicht, wer es ihm entwandt hätte. Allein als ein reicher junger Mann machte er sich nichts daraus; und

seine Aeltern fragten auch nicht darnach, wie er einige Tage nachher eine Reise nach Italien antrat, und einer Castellaninn seiner Mutter das Verzeichniß alles Hausraths überlieferte, den er in seinen Zimmern zurückließ. Rodolfo hatte nähmlich schon lange den Wunsch geäussert, Italien zu besuchen; und sein Vater, welcher dort gewesen war, hatte ihn selbst dazu ermuntert, und ihm gesagt, einem jungen Cavalier zieme es nicht, sich bloß in seinem Vaterlande zu zeigen, sondern er müsse sich auch in der Fremde versuchen. Rodolfo entschloß sich demnach, seines Vaters Rath zu folgen, und dieser versah ihn mit Creditbriefen auf Barcelona, Genua, Rom und Neapel. Er begab sich ohne Verzug mit zwey seiner Cameraden auf die Reise, voll Begierde nach allen schönen Dingen, deren Ueberfluß ihm einige spanische Offiziere an den italiänischen Quartieren gerühmt hatten. Mit grossem Wohlbehagen hörte er das: Eccovi i buoni pollastri é piccioni, il presunto e le salsiccie, und andere dergleichen Wörter, die dem spanischen Soldaten noch immer in den Ohren klingen, wenn er aus jenen Gegenden zurück kommt, und in den elenden Wirthshäusern und Herbergen in Spanien Hunger und Kummer

leidet. Kurz, er reisete davon, und dachte so wenig an das, was zwischen ihm und Leocadien vorgefallen war, als wenn es nie geschehen wäre.

Leocadia lebte indessen im Hause ihrer Aeltern in der äussersten Eingezogenheit, ohne sich von irgend einem Menschen sehen zu lassen, weil sie fürchtete, man möchte ihre Schmach in ihrem Gesichte lesen. Allein nach einigen Monaten sahe sie sich gezwungen, dasjenige aus Noth zu thun, was im Anfange aus freyer Wahl geschehen war. Sie mußte in der Stille und im Verborgenen leben, weil sie sich schwanger fühlte — ein Umstand, welcher ihr neue Seufzer, neue Thränen und neues Wehklagen auspreßte, und worüber die liebreichsten Reden ihrer vernünftigen Mutter sie nicht trösten konnten. Die Zeit verging indessen, und die Stunde ihrer Niederkunft erschien. Alles ward dabey so geheim gehalten, daß ihre Mutter sie nicht einmahl einer Hebamme anvertraute, sondern dieses Geschäft selbst auf sich nahm. Sie ward von einem wunderschönen Knaben entbunden, welchen man eben so heimlich, als er gebohren war, nach einem Dorfe brachte, wo er bis ins vierte Jahr auferzogen ward. Am Ende desselben nahmen ihn seine Großältern

unter dem Titel eines Neffen in ihr Haus, wo er zwar nicht im Ueberfluß, aber tugendhaft erzogen ward. Der Knabe, welchem man nach seinem Großvater den Nahmen Luis gegeben hatte, war schön von Angesicht, sanft von Gemüthsart, hell von Kopf, und verrieth in allen seinen jugendlichen Handlungen Merkmahle, daß er von einem adeligen Vater gezeugt war. Seine Schönheit, sein Verstand und seine Manieren, machten ihn seinen Großältern so lieb, daß sie das Unglück ihrer Tochter zuletzt für ein Glück hielten, indem es ihnen diesen Enkel verschafft hatte. Wenn er auf der Strasse ging, so überströmte man ihn mit Liebkosungen. Der eine lobte seine Schönheit; der andere pries die Mutter glücklich, die ihn gebohren, und wieder ein anderer den Vater, der ihn gezeugt hätte; und dann hörte man wieder Lobreden auf diejenigen, die ihm eine so feine Erziehung gäben. Unter diesen beständigen Lobsprüchen von Bekannten und Unbekannten hatte Luis kaum das siebente Jahr erreicht, als er schon fertig Latein und Spanisch lesen, und eine deutliche zierliche Hand schreiben konnte. Seine Großältern, die ihm keine Reichthümer hinterlassen konnten, suchten ihn wenigstens weise und tugendhaft zu machen; und wahrlich Weisheit und

Tugend sind Schätze, die kein Räuber entwenden und kein Unglück zerstören kann.

Einst sandte ihn sein Großvater mit einer Botschaft zu einer Verwandten, und es traf sich, daß er über einen Platz gehen mußte, wo einige Cavaliere ihre Pferde tummelten. Seine Neugier reizte ihn, zuzusehen, und indem er, um einen bequemeren Platz zu suchen, quer über die Rennbahn lief, gerieth er unglücklicherweise unter die Füsse eines Pferdes, dessen Reiter nicht im Stande war, es plötzlich im schnellen Lauf anzuhalten. Der Knabe ward überritten, und blieb, am Kopfe verwundet, wie todt liegen. Ein alter Cavalier, der dem Rennen zusahe, sprang den Augenblick mit bewunderns-würdiger Geschwindigkeit vom Pferde, und riß den Knaben einem andern aus den Armen, der ihn schon von der Erde aufgehoben hatte. Unbeschadet seiner grauen Haare und seiner hohen Würde, trug er das Kind auf seinen Händen mit langsamen Schritten nach seinem Hause, indeß er seinen Bedienten befahl, eiligst einen Wundarzt zu rufen, um den Knaben zu verbinden. Es begleiteten ihn viele andere Cavaliere, die das Unglück eines so liebenswürdigen Kindes beklagten; denn es verlautete bald, daß der

übergerittene Knabe der Neffe des alten Edelmannes wäre, der ihn unter diesem Titel erzog. Allmählich verbreitete sich die Nachricht weiter, bis sie zu den Ohren seiner Großältern und seiner unbekannten Mutter gelangte. Kaum erfuhren diese die Umstände des traurigen Vorfalls, als sie wie wahnsinnig aus dem Hause stürzten, um ihren Liebling aufzusuchen. Da der Cavalier, der ihn aufgenommen hatte, sehr vornehm und allgemein bekannt war, so erfuhren sie leicht seine Wohnung von denen, die ihnen begegneten, und fanden, wie sie dahin kamen, das Kind schon unter den Händen des Wundarztes. Der Herr des Hauses und seine Gemahlinn baten diejenigen, welche sie für die Aeltern des Kindes hielten, nicht zu weinen und zu wehklagen, weil doch dem Knaben damit nicht geholfen würde. Der Wundarzt, ein sehr geschickter Mann, sagte, nachdem er ihn aufs sorgfältigste verbunden hatte, die Wunde sey nicht so gefährlich, als sie beym ersten Anblick ihm selbst geschienen habe. Mitten unter dem Verbinden kam Luis erst wieder zur Besinnung, und freuete sich, seine Pflegeältern zu sehen. Sie fragten ihn mit Thränen, wie er sich befände. „Gut (sprach der Kleine), nur daß mich der Kopf und die Glieder sehr schmerzen.“

Der Wundarzt bat, man möchte nicht viel mit ihm reden, sondern ihn ruhen lassen. Der Großvater dankte dem Herrn des Hauses für die grosse Zärtlichkeit, womit er sich seines Neffen angenommen habe. Dieser gab ihm zur Antwort: er verdiene keinen Dank von ihm. Denn beym ersten Anblick des verwundeten Knaben habe er geglaubt, die Züge eines sehr geliebten Sohnes in seinem Gesichte zu entdecken; er habe sich deswegen nicht enthalten können, ihn in die Arme und in sein Haus zu nehmen, wo er ihn bis zur völligen Genesung mit aller nöthigen und möglichen Sorgfalt werde verpflegen lassen. Eben dieses bestätigte auch seine Gemahlinn, eine sehr edle Dame, mit noch liebreicheren Ausdrücken. Die Großältern waren gerührt, so viele großmüthige Menschenliebe bey beyden zu finden; allein weit höher noch stieg die Verwunderung der Mutter. Denn so bald die Versicherung des Wundarztes ihre Lebensgeister ein wenig beruhigt hatte, betrachtete sie mit Aufmerksamkeit das Zimmer, in welchem sich das Kind befand, und ward an vielen untrieglichen Kennzeichen gewahr, daß es dasselbe Zimmer war, in welchem ihre Ehre zu Grunde gerichtet, und der erste Grund zu ihrem Unglück gelegt ward. Die Tapeten waren zwar

verändert; allein sie erkannte noch vollkommen die Lage und Einrichtung des Zimmers, und das Fenster, dessen Laden wegen des verwundeten Kindes verschlossen waren; und sie erkundigte sich, ob das Fenster nicht in einen Garten ginge, welches bejahet ward. Doch das untrieglichste Kennzeichen von allen war das Bett, in welchem der Knabe lag; denn es war eben dasselbe, welches sie als das Grab ihrer Ehre betrachtete. Auch der Schreibtisch stand noch an seiner vorigen Stelle, und beym Weggehen fand sie noch zum Ueberfluß ihre Vermuthung durch die Zahl der Stufen bestätigt, die nach der Strasse führten; welche sie mit Aufmerksamkeit gezählt hatte, wie man sie mit verbundenen Augen hinunter führte, und sie nun aufs neue überzählte und richtig fand, wie sie ihr Kind verließ, um sich nach Hause zu begeben. Alle diese zusammentreffenden Umstände, welche ihre Vermuthung zur Gewißheit machten, erzählte sie ganz genau ihrer Mutter. Diese erkundigte sich mit Fleiß, ob der Cavalier, in dessen Hause ihr Enkel war, einen Sohn gehabt habe, oder noch habe; und sie erfuhr, sein Sohn, (derselbe, den wir Rodolfo genannt haben), sey jetzt in Italien, und sey gerade seit sieben Jahren (so alt war eben ihr Enkel) abwesend. Sie

gab ihrem Gemahl von diesem allen Nachricht, und sie beyde, nebst ihrer Tochter, beschlossen, mit Geduld abzuwarten, was der Himmel über den Knaben verfügen würde. Dieser war nach vierzehn Tagen bereits ausser Gefahr, und nach einem Monat verließ er das Bett. Während dieser Zeit besuchten ihn oft seine Mutter und Großmutter, und der Herr des Hauses und seine Gemahlinn verpflegten ihn, wie ihr eigenes Kind. Doña Estefania (so hieß die Dame des Hauses) pflegte oft zu Leocadien zu sagen, sie fände eine so ausserordentliche Aehnlichkeit zwischen dem Knaben und ihrem Sohne, der jetzt in Italien wäre, daß sie jedesmahl, wenn sie ihn anblickte, ihren eigenen Sohn vor sich zu sehen glaubte. Durch diese Aeusserungen aufgemuntert, nahm Leocadia einst Gelegenheit, indem sie sich mit ihr allein befand, sich ihr auf Anrathen ihrer Aeltern ungefähr in folgenden Worten zu entdecken:

„An jenem Tage, gnädige Frau! an welchem meine Aeltern die traurige Nachricht hörten, daß ihr Neffe so gefährlich beschädigt wäre, glaubten sie, der Himmel hätte sie verstoßen, und die ganze Welt wäre über ihnen zusammengestürzt. Sie meynten,

das Licht ihrer Augen wäre verlöscht, und der Stab ihres Alters zerbrochen; indem ihnen ein Neffe entrissen würde, den sie mit ungleich grösserer Zärtlichkeit liebten, als die meisten Aeltern ihre Kinder. Allein man pflegt zu sagen: Gott, der die Wnnden schlägt, sendet auch die Mittel, sie zu heilen; und so fand auch dieß Kind seine gütigen Erretter in diesem Hause, und ich selbst habe hier Gegenstände angetroffen, die mich an eine Begebenheit erinnern, welche mir mein Leben lang unvergeßlich bleiben wird. Ich bin von edler Abkunft; denn meine Aeltern und Vorältern sind adelig gebohren, und obwohl unsere Familie nicht reich ist, so hat sie doch immer an allen Orten ihre Würde mit Ehren behauptet."

Doña Estefania erstaunte über Leocadiens Anrede, und sie wußte nicht, ob sie ihren Augen trauen sollte, die ein so junges Geschöpf vor sich sahen, welches zugleich so vielen Verstand verrieth; denn sie schätzte sie höchstens zwanzig Jahr alt. Sie hörte ihrer Rede bis zum Ende, ohne sie mit einem einzigen Worte zu unterbrechen, aufmerksam zu, und erfuhr von ihr das unverantwortliche Betragen ihres Sohnes; den Ehrenraub, den er an

ihr begangen hatte; die Art und Weise ihrer gewaltsamen Entführung; wie er ihr die Augen verbunden, und sie in sein Zimmer geschleppt, und bey welchen Kennzeichen sie den Ort ihrer Mißhandlung wieder erkannt habe. Zum Beweise zog sie zuletzt das Crucifix hervor, welches sie mitgenommen hatte. „Du, mein Herr und Heiland! (sprach sie) warest Zeuge der an mir verübten Gewalt. Sey Du auch der Richter, der mir die Genugthuung zuerkennt, welche mir gebührt. Von diesem Schreibtische nahm ich Dich mit, um Dir ohne Unterlaß mein erlittenes Unrecht zu klagen; nicht um Dich deswegen um Rache zu bitten (denn die begehre ich nicht); sondern nur, um von Dir Trost und Geduld in meinem Unglück zu erflehen. Dieses Kind, gnädige Frau! an welchem Ihr den grossen Umfang eurer Menschenliebe bewiesen habt, ist euer wirklicher Enkel. Der Himmel fügte es so, daß er zu Schaden kommen mußte, damit Ihr ihn in euer Haus aufnähmet, und damit ich in demselben (wie ich wage zu hoffen), wo nicht Errettung aus meinem Unglück, doch wenigstens Mittel finde, die es mir erleichtern.“

Indem Leocadia dieses sprach, sank sie mit dem Crucifix in den Armen an Doña Estefaniens Busen. Diese, als ein edles Weib — deren Herzen das Mitleid und Zartgefühl so natürlich ist, wie den Männern die Hartherzigkeit — drückte ihre Lippen auf die Wange der ohnmächtigen Leocadia, und benetzte ihr Angesicht mit so vielen zärtlichen Thränen, daß kein anderes Wasser nöthig war, sie damit zu besprengen, um sie wieder zu sich selbst zu bringen. In diesem Zustande wurden sie beyde plötzlich von Estefaniens Gemahl überrascht, der den kleinen Luis an der Hand herein führte. Wie er seine Gemahlinn in Thränen und Leocadien ohnmächtig vor sich sahe, fragte er dringend nach der Ursache ihres Kummers. Der Kleine umarmte seine Mutter, als seine Muhme, und seine Großmutter, als seine Pflegerinn, und fragte ebenfalls, warum sie weinten.

„Ich habe Dir wichtige Dinge zu entdecken, lieber Gemahl, (sprach Doña Estefania), deren kurzer Inbegriff dieser ist, daß Du hier eine Tochter, und dort einen Enkel vor Dir siehst. Von dieser Wahrheit hat mich dieß liebe Mädchen überzeugt, und die Bestätigung kannst Du in den Ge-

sichtszügen des Knaben lesen, in welchen wir beyde schon so oft das Ebenbild unsers Sohns fanden."

„Erkläre mir dein Räthsel deutlicher, wenn ich Dich verstehen soll," sprach Estefaniens Gemahl.

In der Zwischenzeit erhohlte sich Leocadia, die das Crucifix noch immer in Händen hielt, und in einer Fluth von Thränen schwamm. Dieß alles vermehrte die Verwunderung des alten Herrn, bis ihm seine Gemahlinn alles umständlich erzählte, was sie von Leocadien erfahren hatte; und der Himmel fügte es, daß er allem so völligen Glauben beymaß, als wenn es von tausend wahrhaften lebendigen Zeugen bekräftigt würde. Er tröstete und umarmte Leocadien, küßte seinen Enkel, und fertigte noch an demselben Tage einen Eilboten an seinen Sohn nach Neapel ab, um ihn eiligst nach Hause zu berufen, weil seine Aeltern ihm eine Gemahlinn ausersehen hätten, die eben so ausbündig schön, als in jeder andern Rücksicht seiner würdig wäre. Leocadien und ihr Kind liessen sie von Stund' an nicht mehr von sich, und ihre Aeltern dankten Gott für das Glück ihrer Tochter.

Der Courier kam in Italien an, und Rodolfo, voll Begierde, ein so reizendes Weib zu besitzen, als ihm sein Vater ankündigte, machte sich am zweyten Tage reisefertig, und bediente sich der Gelegenheit, die ihm ein eben nach Spanien abgehendes Geschwader von vier Galeren darbot, um sich mit seinen beyden Gefährten, die ihn allenthalben begleitet hatten, einzuschiffen. Nach einer glücklichen Reise von zwölf Tagen landeten sie in Barcelona, und sieben Tage nachher kam er mit Postpferden in Toledo an, und betrat das Haus seines Vaters, geschmückt mit allen männlichen Reizen einer blühenden Jugend und Gesundheit. Seine Aeltern freueten sich, ihren Sohn gesund und glücklich wieder zu sehen. Selbst Leocadia blieb nicht unbewegt, indem sie ihn (unbemerkt von ihm) erblickte; denn es gehörte zu Doña Estefaniens Plan, daß er sie noch nicht gewahr werden sollte.

Es war schon gegen den Abend, wie Rodolfo ankam, und während der Zubereitung des Abendessens rief Doña Estefania die beyden Cameraden ihres Sohnes auf die Seite, weil sie nicht zweifelte, daß sie eben dieselben wären, von denen Leocadia gesagt hatte, sie hätten nebst einem

dritten Gefährten ihren Sohn an jenem Abend begleitet, da man sie entführte. Sie bat sie inständig, ihr aufrichtig zu sagen, ob sie sich erinnerten, daß ihr Sohn vor so viel Jahren, an einem solchen Abend ein Frauenzimmer entführt habe; denn die Ehre und Ruhe ihrer Familie hinge davon ab, daß sie den wahren Verlauf dieser Sache erführe. Sie wußte sie so angelegentlich zu bitten, und ihnen solche Versicherungen zu geben, daß sie nicht das Geringste zu befürchten hätten, wenn sie ihr die Wahrheit entdeckten, daß sie sich entschlossen, zu gestehen, es sey wahr, daß sie an einem Sommerabend, nebst noch einem dritten Freunde ihren Sohn begleitet, und daß sie an dem von ihr bezeichneten Abend ihm ein junges Frauenzimmer hätten entführen helfen. Indeß Rodolfo mit ihr davon gegangen wäre, hätten sie ihre Familie abgehalten, welche um Hülfe gerufen, und sich bestrebt hätte, ihr beyzustehen. Am folgenden Tage habe ihnen Rodolfo gesagt, er hätte sie nach ihrem Hause begleitet; und weiter wüßten sie von dieser Sache keine Nachricht zu geben.

Das Bekenntniß dieser beyden lösete vollends alle Zweifel, die sie noch hätte haben können; und

Doña Estefania nahm sich demnach vor, ihren Plan vollends auszuführen. Einige Minuten vor der Abendmahlzeit ging sie mit Rodolfo in ein besonderes Zimmer, und sagte, indem sie ihm ein Bildniß überreichte: „Um Dir einen vergnügten Abend zu machen, mein Sohn, will ich Dir zuvörderst deine künftige Gemahlinn zeigen. Hier ist ihr treues Bildniß. Ich kann Dir aber zugleich sagen, was ihr an äusserlichen Reizen fehlt, das ersetzen ihre grossen Tugenden. Sie ist adelig gebohren, ist verständig, und mehr als mittelmäßig reich. Da dein Vater und ich sie für Dich gewählt haben, so kannst Du versichert seyn, daß sie deiner würdig ist."

Rodolfo betrachtete das Gemählde mit Verwunderung. „Die Mahler (sprach er) pflegen gemeiniglich das Bild der Person, welche sie schildern, zu verschönern. Wenn das mit diesem Bilde gleichfalls geschehen ist, so muß das Original ein wahres Urbild der Häßlichkeit seyn. Wahrlich, liebe Mutter, es ist wohl die Pflicht der Kinder, ihren Aeltern in allem, was sie ihnen befehlen, zu gehorchen. Allein es ist auch eben so billig, daß Aeltern ihre Kinder nicht gegen ihre Neigung verheirathen, und

da die Heirath ein Band ist, welches nur der Tod trennen soll, so müßte dieß Band auch aus gleichartigem Stoff gewebt seyn. Tugend, Adel, Verstand und Glücksgüter, sind Dinge, die für einen verständigen Mann an einem Eheweibe zwar sehr wünschenswerth sind; aber daß das Auge des Ehemanns sich an der Häßlichkeit weiden könnte, das scheint mir unmöglich. Ich bin noch jung; allein ich glaube, ich irre nicht, wenn ich sage, daß keusche Freuden mit dem Sacrament der Ehe sehr verträglich sind, und daß es vielmehr da, wo sie fehlen, mit der ehelichen Glückseligkeit hinkt, und ihr zweyter Endzweck verfehlt wird. Denn ich sage noch einmahl, die beständige Gegenwart eines häßlichen Gesichts, im Hause, am Tisch, und im Bette, kann meiner Meynung nach unmöglich Vergnügen verursachen. Ich bitte Euch, liebste Mutter, um alles in der Welt, gebt mir ein Weib, das mir das Leben angenehm, und nicht überdrüssig macht; damit wir beyde, ohne rechts, oder links abzuweichen, an unserm Joche den geraden Weg durch das Leben ziehen können, den uns der Himmel vorgezeichnet hat. Wenn diese Dame so edel, verständig, und reich ist, wie Ihr sagt, so wird sich wohl ein Mann für sie finden, der anders denkt, als ich. Adel des Ge-

schlechts fehlt mir nicht, Dank dem Himmel und meinen Vorfahren, die mir ihn zum Erbtheil hinterliessen. Was den Verstand betrifft, so bin ich zufrieden mit einem Weibe, das nur nicht ganz dumm ist; denn all zu scharf macht schartig, und gar zu grosse Einfalt hingegen verursacht Ueberdruß. Reichthum suche ich auch nicht; denn die Glücksgüter meiner Aeltern sichern mich vor der Sorge, zu verarmen. Ich wünsche nur Liebenswürdigkeit, und ein schönes angenehmes Weib soll mir, ohne andere Morgengabe, als Keuschheit und gute Sitten, lieb seyn. Wenn ich nur diese bey meiner künftigen Gattinn finde, so will ich Gott mit Freuden danken, und meinen Aeltern ein frohes Alter zu verschaffen suchen." Rodolfo's Mutter hörte die Rede ihres Sohnes mit Wohlgefallen, weil sie den Schluß daraus zog, daß ihr Anschlag ihr vollkommen gelingen würde. Sie versprach ihm, dafür zu sorgen, daß er eine Gemahlinn nach seinem Geschmack bekommen sollte, und bat ihn, sich keine Sorge zu machen, weil man die Unterhandlungen ohne Schwierigkeit wieder abbrechen könnte, die mit jener Dame wegen seiner Verheirathung gepflogen wären. Rodolfo dankte ihr, und weil es Zeit zum Abendessen war, gingen sie zu Tische.

Wie Rodolfos Aeltern nebst ihm und seinen beyden Cameraden sich schon gesetzt hatten, sagte seine Mutter: „Himmel, wie kann ich meine Gäste so vergessen! Geschwind geht hin (sprach sie zu einem Bedienten) zu Doña Leocadien, und bittet sie, ihre gar zu grosse Sittsamkeit zu überwinden, und uns mit ihrer Gegenwart bey Tische zu beehren; sie fände hier niemand, als gute Freunde und Diener."

Dieß alles hatte sie schon mit Leocadien verabredet. Diese zögerte demnach nicht lange, zu kommen, und wie sie hereintrat, überraschte sie die Gesellschaft mit dem Anblick von allem, was Natur und Kunst Schönes darstellen können. Weil es Winter war, trug sie ein Kleid von schwarzem Sammt, reich mit Gold und Perlen gestickt. Zum Kopfputz dienten ihr ihre goldenen Locken, geschmackvoll durchflochten mit Edelsteinen, deren Glanz die Augen blendete. Sanft und lebhaft war ihr Wesen und ihr Anstand. Ihr kleiner Knabe kam an ihrer Hand, und vor ihr her gingen zwey Kammermädchen mit Wachskerzen auf silbernen Leuchtern. Jedermann stand auf, und bezeigte ihr seine Ehrerbietung, wie einem göttli-

chen Wesen, welches sie mit seiner wundervollen Erscheinung überraschte; und allen, die sie anblickten, fesselte Verwunderung und Erstaunen die Zunge. Leocadia grüßte die Gesellschaft mit einnehmender Anmuth und Grazie, und Doña Estefania nahm sie bey der Hand, und setzte sie neben sich, ihrem Sohne gegen über. Der Knabe nahm Platz neben seinem Großvater.

Rodolfo musterte nun in der Nähe Leocadiens unaussprechliche Reize, und dachte: „Wenn doch die Braut, die meine Mutter mir zugedacht hat, nur halb so schön wäre, so hielte ich mich für den glücklichsten Menschen in der Welt. Himmel, welche Schönheit! Ist es nicht ein Engel in Menschengestalt, den ich vor mir sehe?“

Indeß Leocadiens liebenswürdiges Bild sich allmählich seiner ganzen Seele eindrückte, empfand sie selbst nicht minder (so selten auch ihre züchtigen Blicke den seinigen begegneten) sich zu ihm hingezogen. Doch wenn sie sich wieder an dasjenige erinnerte, was zwischen ihr und ihm vorgefallen war, so wankte ihr Vertrauen auf das Versprechen seiner Mutter, daß er ihr Gemahl werden sollte. Sie

dachte sich auf dem Scheidewege zwischen dem höchsten Glück und dem tiefsten Elend, und der Gedanke an die nahe Entscheidung ihres Glücks, oder Unglücks, beklemmte ihr Herz so gewaltig, daß sie plötzlich blaß und ohnmächtig Doña Estefanien in die Arme sank. Diese umfing sie mit Bestürzung. Alle sprangen erschrocken vom Tisch auf, und eilten ihr zu Hülfe. Am meisten war Rodolfo bewegt, so daß er einigemahl stolperte und fiel, indem er zu ihr eilte. Vergeblich lösete man ihre Schnürbrust, und sprengte ihr Wasser ins Gesicht. Ihr emporgestiegener Busen, und die gänzliche Stockung ihres Pulsschlags, schienen ihren gewissen Tod anzuzeigen, und schon fingen die Diener und Mägde des Hauses unvorsichtig an, sie mit Geschrey als todt zu bejammern. Diese bittere Wehklage erreichte das Ohr ihrer Aeltern, welche Doña Estefania zu einem froheren Endzweck in einem andern Zimmer verborgen hatte, und welche jetzt (uneingedenk ihrer Abrede) nebst dem Pfarrer des Kirchspiels, der bey ihnen war, in den Saal stürzten. Der gute Pater hatte nichts angelegentlicheres, als Leocadien einen Augenblick zur Besinnung kommen zu sehen, um ihre Beichte zu hören, und sie zu absolvieren. Statt einer

Ohnmächtigen fand er zwey; denn Rodolfo lag ebenfalls in Ohnmacht, mit dem Gesichte an Leocadiens Brust; denn seine Mutter hatte ihm nicht gewehrt, sich ihr, als seiner bestimmten Gemahlinn, zu nähern. Wie sie ihn aber ebenfalls ohne Besinnung sahe, war sie selbst in Gefahr, die ihrige zu verlieren; und es wäre gewiß geschehen, wenn sich nicht Rodolfo bald erhohlt hätte. Er schämte sich, daß man ihn über einer solchen Schwachheit beträte; allein seine Mutter, die gleichsam seine Gedanken errieth, sagte: „Schäme Dich nicht der Heftigkeit deiner Bewegung, mein Sohn. Du würdest vielmehr Ursache haben, zu erröthen, wenn Du weniger Empfindung verriethest, so bald Du dasjenige vernimmst, was ich Dir jetzt nicht länger verschweigen darf, obwohl ich Dir die Entdeckung bey einer angenehmeren Gelegenheit zu machen hoffte. Wisse, mein lieber Sohn, dieser Engel, der hier ohnmächtig in meinen Armen liegt, ist deine wirkliche Gemahlinn. Ich nenne sie deine wirkliche Gemahlinn; denn sie ist es, die dein Vater und ich Dir auserseheh haben, und nicht jene, deren Bild Du gesehen hast."

Wie Rodolfo dieß hörte, hielt er sich durch den Titel eines Gemahls für berechtigt, seiner Zärtlichkeit keine Gränzen zu setzen, und sich nicht an die gewöhnlichen Regeln der Schicklichkeit zu binden, welche der Ort und die Zeit zu erfordern schienen. Er umarmte Leocadien, und drückte seine Lippen auf die ihrigen, als wenn er den Augenblick abwartete, ihre entfliehende Seele in die seinige aufzunehmen. Wie die Thränen am häufigsten flossen; wie die Stimme der Wehklage sich am lautesten erhob; wie Leocadiens Aeltern vor Schmerz ihr graues Haar ausrauften, und wie ihr kleiner Sohn den Himmel mit seinem Jammergeschrey bestürmte, — erwachte sie endlich aus ihrer Ohnmacht, und verbreitete wieder in dem Busen aller Umstehenden die Freude, die von ihnen gewichen war. Sie fand sich in Rodolfos Armen, und suchte mit züchtigem Sträuben, sich ihm zu entwinden. „Nein; (sprach er) das muß nicht seyn, meine Geliebte! Strebe nicht, Dich der Umarmung desjenigen zu entziehen, der Dich mit ganzer Seele umfaßt.“

Leocadia war nunmehr wieder völlig zur Besinnung gekommen, und Doña Estefania hielt es für überflüssig, die Auflösung des Knotens noch weiter in die Länge zu ziehen. Sie bat vielmehr den Pfarrer, ihren Sohn auf der Stelle mit Leocadien zu vermählen, welches er auch that; denn in jenen Zeiten war die Einstimmung beyder Theile dazu hinreichend, und man band sich noch nicht an die übrigen guten und heiligen Formen, welche heutiges Tages gebräuchlich sind, so daß die Vermählung durch keine Hindernisse, oder Aufschub, verzögert ward.

Wir müssen es einer geschickteren Feder, oder einer beredteren Zunge überlassen, die allgemeine Freude derjenigen zu beschreiben, welche dabey zugegen waren; die Zärtlichkeit, mit welcher Leocadiens Aeltern ihren Schwiegersohn umarmten; die Innigkeit, mit welcher sie dem Himmel und den Aeltern des Rodolfo dankten; die Ergiessungen der Neuvermählten; die Verwunderung der Freunde des Rodolfo über ein eben so frohes, als unerwartetes Hochzeitfest am Tage ihrer Ankunft, die erst dann aufs höchste stieg, wie Doña Estefania in Gegenwart aller er-

zählte, daß Leocadia dasselbe Frauenzimmer wäre, welches sie und ihr Sohn entführt hätten. Rodolfo selbst erstaunte nicht weniger, und um sich noch mehr von der Wahrheit zu überzeugen, bat er Leocadien, ihm einige Umstände zu erzählen, die ihm eine Wahrheit noch einleuchtender machten, an welcher er ohnehin nicht zweifelte, da seine Aeltern sie gewiß schon sorgfältig erforscht hätten.

Sie antwortete: „Wie ich mich ehemahls aus einer andern Ohnmacht erhohlte, befand ich mich entehrt in deinen Armen, mein Gemahl! Da ich aber aus der heutigen erwacht bin, um in denselbigen Armen meine Ehre wieder zu finden, so halte ich jene Ohnmacht für ein Glück. Genügt es Dir noch nicht an diesem Zeichen, so mag Dir ein Crucifix dazu dienen, welches Dir niemand anders entwandt haben konnte, als ich; wenn Du es am folgenden Tage vermißt hast, und wenn es dasselbe ist, welches jetzt deine Mutter besitzt. Jetzt erkenne ich Dich gern für den Herrn und Gebieter über mein Herz, und Du wirst es seyn, mein Geliebter, so lange uns Gott das Leben fristet.“

Rodolfo umarmte sie von neuem, und neue Segnungen und Glückwünsche entströmten dem Munde jedes Anwesenden. Man setzte sich zum Abendessen, und die bestellte Tafelmusik erhöhte den Genuß der fröhlichen Gesellschaft. Rodolfo erkannte mit Vaterfreude sein Ebenbild in den Zügen seines Sohnes. Freudenthränen tröpfelten über die Wangen der vier ehrwürdigen Großältern. Im ganzen Hause blieb kein Winkel, wo sich nicht Wonne und Vergnügen verbreitete. So schnell die Nacht auf ihren Rabenflügeln herbeyflog, so meynte doch Rodolfo, sie schliche auf Krücken heran, und verzögerte den seligen Augenblick, der sein liebenswürdiges Weib seiner Umarmung überliefern sollte. Doch kein Weg ist so lang, daß er nicht ein Ende nähme, und so kam auch endlich die sehnlich erwartete Stunde, die sein Glück vollkommen machte. Jedermann begab sich zur Ruhe, und bald lag das ganze Haus in tiefer Stille begraben.

Aber nicht also diese Begebenheit. Die vielen Kinder und Enkel des noch lebenden glücklichen Pares werden sie noch lange in

frischem Andenken erhalten; damit man die Schicksale des Himmels erkenne, und die Macht der Stimme der Natur, die dem würdigen, edlen, und frommen Großvater des kleinen Luis aus dem Staube zurief, und ihm seinen Enkel in die Arme lieferte.

VII.

Der eifersüchtige Estremadurer.

Vor einigen Jahren befand sich an einem Oertchen in Estremadura ein junger Mann von adeliger Abkunft, der wie ein zweyter verlohrner Sohn durch ganz Spanien, Italien und Flandern umher zog, und seine Jugend und sein Gut verschwendete. Am Ende seiner vielfältigen Wanderungen begab er sich, nach dem Tode seiner Aeltern, mit dem Ueberrest des Vermögens, welches er von ihnen geerbt hatte, nach Sevilla, und fand in dieser grossen Stadt überflüssige Gelegenheit, das wenige los zu werden, was ihm noch übrig geblieben war.

Wie er nun keinen Häller mehr in der Tasche hatte, und auch eben nicht viele Freunde, nahm

er seine Zuflucht zu dem Hülfsmittel, welches so manche andere lockere Brüder in jener grossen Stadt zuletzt ergreifen. Er entschloß sich nähmlich zu einer Reise nach Indien, diesem Zufluchtsorte aller Verzweifelten in Spanien, diesem Sammelplatz der verdorbenen Kaufleute, dieser Freystatt der Mörder, diesem Schutz und Schlupfwinkel der Gauner und Spieler, und Lockheerd der Lustdirnen; Indien, welches viele in ihren Erwartungen täuscht, und einigen wenigen wirklich empor hilft. Wie demnach die Flotte sich segelfertig machte, um nach Südamerica zu gehen, nahm er Abrede mit dem Befehlshaber; packte seinen Mundvorrath und sein Reisegeräth zusammen; ging in Cadiz an Bord; nahm Abschied von seinem Vaterlande; und die Flotte lichtete die Anker und gab dem Winde die Segel, welcher sanft und günstig blies, und in wenigen Stunden ihren Augen das Land entzog, um ihnen dagegen die weiten Flächen des Vaters der Gewässer, des Oceans, darzustellen. Unser Reisender erwog in seinem Herzen die vielen und mancherley Gefahren, die er in den Jahren seines Herumwanderns überstanden, und die unregelmässige Lebensart, die er bis dahin geführt hatte; und die Betrachtun-

gen, die er darüber anstellte, brachten ihn zu dem festen Vorsatz, seine Aufführung zu ändern; mit den Gütern, die ihm die Vorsicht bescheren würde, haushältiger umzugehen, und künftig mässiger und vorsichtiger in seinem Umgange mit den Weibern zu seyn.

Die Flotte befand sich fast in einer völligen Windstille, indeß sich dieser Sturm in der Seele des Philipp de Carrizales erhob, (so hieß der Mann, der den Stoff zu dieser Erzählung hergegeben hat). Doch bald erhob sich wieder ein frischer Wind, welcher die Schiffe dergestalt in Bewegung setzte, daß niemand ruhig seinen Sitz behalten konnte, und daß auch Carrizales sich seiner Grillen entschlagen, und sich mit dem, was auf dem Schiffe vorging, beschäftigen mußte. Die Reise ging so glücklich von Statten, daß sie ohne einigen widrigen Zufall in Carthagena einliefen. Um keiner Umstände zu erwähnen, die nicht eigentlich den Faden unserer Geschichte angehen, wollen wir nur sagen, daß Carrizales, wie er nach Indien ging, ungefähr acht und vierzig Jahr alt seyn mochte, und daß er während der zwanzig Jahre, die er sich daselbst aufhielt, durch

Fleiß und Sparsamkeit ein Vermögen von mehr, als 150,000 Thalern sammelte. Wie er sich nun wieder reich und glücklich sah, empfand er das Verlangen, welches einem jeden so natürlich ist, sein Vaterland wieder zu sehen. Die Aussicht, seine Reichthümer zu vermehren, fesselte ihn nicht länger an Piru, wo er sie erworben hatte, und er kehrte nach Spanien zurück, nachdem er sein ganzes Vermögen in Gold- und Silberstangen umgesetzt, und es (um alle Ungelegenheiten zu vermeiden) gehörig hatte registrieren lassen. Er landete in San Lucar, und kam zurück nach Sevilla, beladen mit Jahren und mit Glücksgütern. Nachdem er ohne Schwierigkeit sein Vermögen in Empfang genommen hatte, ging er, seine Freunde aufzusuchen; allein sie waren fast alle gestorben. Darauf fiel es ihm ein, nach seinem Geburtsorte zurück zu kehren, obwohl er schon gehört hatte, daß ihm der Tod auch dort keinen einzigen Verwandten mehr übrig gelassen hätte. Wenn Kummer und Sorgen ihm auf der Reise nach Indien keine Ruhe gelassen hatten, weil er mit Noth und Armuth kämpfen mußte, so bestürmten ihn jetzt neue Unruhen auf dem festen Lande, aus einer entgegengesetzten Ursache; denn wenn ihm damahls seine

Dürftigkeit den Schlaf raubte, so störte jetzt der Ueberfluß seine Gemüthsruhe. Denn ungewohnte Reichthümer sind für ihren Besitzer, wenn er sie nicht zu gebrauchen weiß, eine eben so drückende Bürde, als die Last der Dürftigkeit für den Armen, der mit ihr beständig kämpfen muß. Geld bringt Sorgen, und Geldmangel macht Kummer. Diesem letzteren kann jedoch durch einen mässigen Broderwerb abgeholfen werden; indeß grosse Schätze durch ihren beständigen Zuwachs die Sorge in gleichem Masse vermehren. Carrizales betrachtete seine Goldstangen, nicht mit dem Auge eines Geizigen; denn er war einige Jahre Soldat gewesen, und hatte gelernt, freygebig zu seyn. Aber er wußte doch nicht, was er eigentlich damit anfangen sollte; denn wenn er sie müssig liegen ließ, so nutzten sie zu nichts, und sie dienten in seinem Hause nur den Gierigen zum Köder, und den Dieben zur Lockspeise. Die Lust war ihm schon vergangen, zu der unruhigen Beschäftigung des Kaufmannsstandes zurück zu kehren, und in seinem Alter hielt er sich für reich genug, um seine übrigen Lebensjahre hinzubringen. Er wünschte sie auf dem Lande in seinem Geburtsorte zu verleben, und dachte sein Geld auf Renten zu legen, um sein Alter in Ruhe und Gemächlich-

keit zuzubringen, und seine Zeit, so viel er vermögend wäre, Gott zu widmen, nachdem er der Welt mehr, als er sollte, gelebt hatte.

Von der andern Seite bedachte er die Armuth der Leute an seinem Orte, welche sehr groß war; und daß er, wenn er unter ihnen lebte, sich beständig den Zudringlichkeiten ausgesetzt sehen würde, womit die Armen ihren reichen Nachbarn belästigen; zumahl wenn nur einer an ihrem Orte befindlich ist, dem sie stets ihre Noth klagen können. Dann wünschte er sich oft wieder einen Erben, dem er nach seinem Tode sein Vermögen hinterlassen könnte; er prüfte deswegen seine Kräfte, und glaubte, das Joch des Ehestandes noch wohl auf die Schultern nehmen zu können. Doch kaum war ihm dieser Gedanke in den Sinn gekommen, so fuhr ihm auch in demselben Augenblick ein Schrecken durch alle Glieder, vor welchem sein Entschluß, wie der Nebel vor dem Winde, verschwand. Er war nähmlich von Natur so sehr zur Eifersucht geneigt, daß ihn schon in seinem ehelosen Zustande der blosse Gedanke an die Heirath dermassen mit Unruhe folterte, mit Argwohn quälte, und mit

Furcht erfüllte, daß er sich fest entschloß, lieber gar nicht zu heirathen.

Indem er dieß zwar gewissermassen bey sich beschlossen hatte, aber dennoch wegen seiner künftigen Lebensart noch zu keinem festen Entschluß gekommen war, traf es sich einst, wie er durch eine Strasse ging, daß er an einem Fenster ein Mädchen von dreyzehn bis vierzehn Jahren erblickte, mit so vieler Anmuth uud so vielen Reizen geschmückt, daß der gute alte Carrizales ihnen nicht widerstehen konnte, sondern den wenigen Jahren der schönen Leonore (so hieß das reizende Mädchen), den Sieg über die Menge der seinigen überlassen mußte. Er konnte sich nicht enthalten, auf einmahl eine Menge neuer Betrachtungen anzustellen. „Dieß Mädchen (dacht' er) ist schön. Nach dem Aeusserlichen ihrer Wohnung zu urtheilen, ist sie nicht reich. Sie ist fast noch ein Kind, und ihre Unerfahrenheit sichert mich vor allem Argwohn. Die will ich heirathen; will sie in enger Verwahrung halten, und will sie nach meinem Sinn erziehen. Auf diese Weise kann sie keine andere Bildung bekommen, als die ich ihr selbst gebe. Ich bin noch nicht zu alt, um die Hoffnung aufzugeben, Erben

mit ihr zu bekommen. Um die Mitgabe bekümmere ich mich nicht; denn der Himmel hat mir für uns beyde genug gegeben, und ein reicher Mann braucht bey seiner Verheirathung nicht auf Glücksgüter zu sehen, sondern nur auf sein Vergnügen; denn Behaglichkeit verlängert das Leben, und Mißvergnügen in der Ehe verkürzt es. Also frisch gewagt! Das Los ist geworfen, und dieß ist das Mädchen, das mir der Himmel bestimmt hat."

Nach diesem Selbstgespräch, das er nicht einmahl, sondern wohl hundertmahl bey sich wiederhohlte, sprach er einige Tage nachher mit Leonorens Aeltern, und erfuhr, daß sie zwar arme Leute, aber von guter Geburt waren. Er entdeckte ihnen seine Absicht, seine persönlichen Umstände, und sein Vermögen, und bat sie sehr dringend um die Hand ihrer Tochter. Sie ersuchten ihn um eine kurze Bedenkzeit, damit sie sich wegen aller Umstände seines Antrags erkundigen könnten, und damit er selbst Zeit hätte, Erkundigung wegen ihrer Familienverhältnisse einzuziehen. Man schied von einander; erkundigte sich an beyden Seiten; fand alles Gesagte wahr, und Leonore ward die Braut

des Carrizales, der ihr ein Witwengut von zwanzigtausend Ducaten verschrieb.

So freygebig sich auch der alte Eifersüchtige in seinem Ehecontract bezeigte, so hatte er ihn doch kaum unterschrieben, als ihn schon tausend rasende Anfälle von Eifersucht anwandelten, die ihn ohne gegebene Ursache mit mehr Qualen folterten, als er jemahls empfunden hatte. Den ersten Beweis gab er dadurch, daß er keinem Schneider erlauben wollte, Leonoren das Maß zu den vielen Brautkleidern zu nehmen, die er ihr zugedacht hatte. Er suchte demnach ein anderes Frauenzimmer auf, welches mit ihr von gleichem Wuchs und Grösse war; und er fand auch ein armes Mädchen, welchem er ein Kleid anmessen und machen ließ, und es hernach Leonoren anpaßte. Da es ihr zu Maß war, so ließ er nach diesem alle übrigen Kleider für sie verfertigen, und zwar so reich und in so grosser Anzahl, daß Leonorens Aeltern sich freueten, einen Schwiegersohn zu bekommen, der sie und ihr Kind so reichlich versorgen konnte. Sie selbst war ganz erstaunt über so viele Pracht; denn bisher bestand ihr ganzer Putz in einem Mieder von Rasch und in einem Kleidchen von leichtem Tafft.

Der zweyte Beweis, den Philipp von seiner Eifersucht ablegte, war, daß er seine Vermählung nicht eher vollzog, bis er ein Haus ganz eigentlich dazu eingerichtet hatte. Er kaufte es in einem der schönsten Quartiere von Sevilla, und es befand sich ein Springbrunn und ein Pomeranzengarten dabey. Alle Fenster, die nach der Gasse und in den Hof gingen, ließ er so weit zumauern, daß nur von oben das Tageslicht hinein fiel. In die Kutschenpforte *) ließ er einen Stall bauen, worin eine Mauleselinn stand. Ueber dem Stall ward ein Heuboden angebracht, und neben demselben ein Kämmerchen, wo der Stallknecht, ein verschnittener Neger, schlief. Die Mauern des Hofes waren so hoch, daß man beym Hineintreten nur die Wände und den Himmel erblickte, und aus dem Stalle ging ein Torno **) nach dem innern Hofe. Er schaffte den kostbarsten Hausrath an, und seine Tapeten, Sophas und Sessel, waren dem vornehmsten

---

*) Porte cochère, oder in Sevilla Casapuerta, eine Pforte, die nach der Strasse geht.

**) (Torno). Wir lassen dieser Maschine ihren spanischen Nahmen, unter welchem sie auch in Deutschland nicht unbekannt ist. Sie befindet sich in jedem

Mann angemessen. Er kaufte auch vier weisse Sclavinnen, die er im Gesichte zeichnen ließ, und zwey Negerinnen, die wenig, oder gar kein Spanisch verstanden. Er machte einen Vertrag mit einem Koche, daß er ihn und sein ganzes Hausgesinde speisen sollte; allein er durfte nicht im Hause wohnen, und auch nicht weiter, als bis an den Torno kommen, durch welchen er alles, was er brachte, ins Haus reichen mußte.

Hierauf gab er einen Theil seines Vermögens auf sichere Zinsen; einen andern Theil legte er in die Bank, und das Uebrige behielt er zu nöthigen Ausgaben im Hause. Zu allen Thüren trug er den Hauptschlüssel in der Tasche, und er versorgte sich mit allem nöthigen Vorrath auf ein ganzes Jahr voraus. Wie er alle diese Anstalten gemacht hatte, ging er zu seinen Schwiegerältern, um seine Braut heimzuführen. Die Aeltern entliessen sie mit vielen Thränen; weil es ihnen nicht anders

---

Nonnenkloster neben dem äussersten Sprachgitter, und besteht in einem hohlen Cylinder, der sich um seine Achse drehen läßt, und vermittelst dessen alles, was auswärtige Personen bringen, oder abhohlen, hinein und heraus gereicht wird.

schien, als ob ihre Tochter lebendig zu Grabe gebracht würde. Leonore wußte bey ihrem zarten Alter nicht, wie ihr geschah. Sie weinte mit ihren Aeltern, bat sie um ihren Segen, nahm Abschied von ihnen, und umgeben von ihren Mägden und Sclavinnen ging sie an der Hand ihres Ehemannes nach ihrem neuen Hause. Beym Eintritt in dasselbe hielt Carrizales eine lange Rede an alle Frauenzimmer, empfahl ihnen die Aufsicht auf Leonoren, und verbot ihnen aufs strengste, irgend jemand in die innere Thüre herein zu lassen, selbst nicht einmahl den schwarzen Castraten.

Vorzüglich ward Leonorens Bewachung und Bedienung einer alten, sehr verständigen und ehrbaren Dueña, von ihm aufgetragen, die er ihr gewissermassen zur Hofmeisterinn gab, und sie zugleich zur Aufseherinn über das ganze Hauswesen bestellte, und zur Gebieterinn über die Sclavinnen, und über zwey junge Mädchen von gleichem Alter mit Leonoren, die er ihr als Gespielinnen zugesellte. Er versprach ihnen allen, sie so zu unterhalten, daß sie ihre Gefangenschaft nicht fühlen sollten; und daß er ihnen an Feyertagen insgesammt Erlaubniß geben wollte, in die Messe zu

gehen; jedoch so früh Morgens, daß der anbrechende Tag sie kaum gewahr werden konnte. Die Mägde und Sclavinnen versprachen willigen Gehorsam, und die junge Frau neigte ihr Haupt, zuckte die Achseln, und erklärte ihre Ergebung in den Willen ihres Herrn und Gemahls, dem sie in allem gehorchen wolle. Wie der gute Estremadurer diese Vorkehrung getroffen, und sein Haus bezogen hatte, suchte er die Früchte des Ehestandes, so gut er vermochte, zu geniessen; und Leonorens Unerfahrenheit machte, daß sie daran weder Wohlbehagen, noch Ueberdruß fand. Sie vertrieb sich die Zeit mit ihrer Dueña, ihren Gespielinnen, und ihren Mägden; und diese suchten sich und ihr das Leben durch Näschereyen zu versüssen, so daß fast kein Tag verging, an welchem sie nicht hundert Sächelchen erfanden und zubereiteten, denen Honig und Zucker Wohlschmack und Süssigkeit gaben. Sie fanden auch an allem, was dazu nöthig war, Ueberfluß im Hause, und ihr Herr war im höchsten Grad gefällig, alles dazu herzugeben; denn er war froh, sie mit dergleichen Dingen beschäftigt zu sehen, damit sie nicht Zeit hätten, an ihre Einsperrung zu denken. Leonore lebte auf gleichen Fuß mit ihren Aufwärterinnen, und vertrieb sich

die Zeit auf dieselbe Weise; ja ihre Unschuld ging so weit, daß sie nicht selten Puppen machte, und andere Kinderspiele trieb, die ihre Einfalt und ihr zartes Alter verriethen. Dieß alles verursachte dem alten Eifersüchtigen grosse Freude, und er glaubte das glücklichste Leben gefunden zu haben, das sich nur denken liesse, und daß keine menschliche List, oder Bosheit, seine Ruhe stören könnte. Er machte es demnach zu seinem einzigen Geschäfte, seiner Frau jede häusliche Annehmlichkeit zu verschaffen, und jedem ihrer Wünsche zuvor zu kommen. Wenn er in der frühen Dämmerung mit ihr zur Messe ging, war es ihren Aeltern erlaubt, sie in seiner Gegenwart zu sprechen. Er beschenkte sie oft, und wenn sie bisweilen ihre Tochter in ihrer Einkerkerung bedauerten, so linderten die vielen Geschenke ihres freygebigen Schwiegersohns das Mitleid, welches sie darüber empfanden.

Wenn Carrizales des Morgens aufstand, so wartete er zu Hause, bis der Koch kam, und das Essen brachte; und jeden Abend ward ihm durch den Torno der Küchenzettel für den folgenden Tag wieder zugereicht. So bald der Koch abgefertigt war, pflegte Carrizales zu Fuß auszugehen, und

so wohl die inwendige Thüre, als die Pforte nach der Strasse, sorgfältig zu verschliessen, zwischen welchen der Neger als Wächter blieb. Er verrichtete dann seine wenigen Geschäfte, kam bald wieder, und vertrieb sich die übrige Zeit damit, daß er mit seiner Frau kosete, und mit seinen Mägden freundlich that, die ihn auch alle liebten, weil er sanftmüthig und leutselig mit ihnen umging, und vor allen Dingen, weil seine Freygebigkeit es ihnen an nichts fehlen ließ.

So endigten sie ihr Probejahr; thaten Profeß in ihrer Lebensart, und wären zufrieden gewesen, sie bis an ihr Ende fortzusetzen, wenn nicht der listige Störer der menschlichen Zufriedenheit ihnen den Streich gespielt hätte, den wir Euch jetzt erzählen müssen.

Ich frage den klügsten und vorsichtigsten Menschen unter der Sonne, was für bessere Maßregeln der alte Philipp hätte nehmen können, um seine Ruhe zu sichern; er, der nicht einmahl ein männliches Thier in seinem Hause duldete? Kein Kater ward das Schrecken der Mäuse und Ratzen in seiner Wohnung, und keinen Hund hörte man

bellen zwischen seinen vier Mauern. Alle seine Hausthiere waren weiblichen Geschlechts. Er sorgte am Tage, und des Nachts kannte er keinen Schlaf; denn er selbst war der Nachtwächter, der die Runde in seinem Hofe ging, und der Argus, der seine Geliebte bewachte. Keine männliche Person betrat seine Schwelle; denn er sah seine Freunde und Bekannten nur an öffentlichen Plätzen. Die Tapeten in seinen Zimmern, und die Gemählde, welche sie zierten, zeigten nichts, als weibliche Gestalten, Blumen und Landschaften. Sein ganzes Haus hatte den Geruch der Keuschheit, Enthaltsamkeit, und Eingezogenheit, und selbst in den Mährchen, welche sich die Mägde an langen Winterabenden erzählten, herrschte die strengste Zucht; weil sie beständig ihren Herrn zum Zuhörer hatten. Die Silberglatze des alten Greises war für seine Leonore gediegenes Gold; denn die erste Empfindung des Wohlwollens macht auf die Seele eines jungen Mädchens einen so tiefen Eindruck, wie ein Siegel auf das weiche Wachs. Die übermässige Strenge, womit man sie bewachte, schien ihr nichts mehr, als eine vernünftige Vorsicht; und sie glaubte und überzeugte sich, daß eine jede Neuvermählte dieselbe Lebensart, wie sie selbst, führen

müßte. Ihre Gedanken schweiften nie über die Gränze ihrer häuslichen Verhältnisse, und ihre Wünsche gingen nicht weiter, als der Wille ihres Gemahls sie gut hieß. Die Strasse bekam sie nicht anders zu sehen, als wenn sie zur Messe ging; und auch dann nicht eher, bis bey ihrer Wiederkehr der Morgen anfing zu dämmern. Nie war ein Kloster fester verwahrt; nie lebte eine Nonne unter strengerer Zucht; nie wurden die goldenen Aepfel der Hesperiden besser bewacht; und doch konnte Carrizales mit aller seiner Vorsicht es nicht verhindern, daß ihn das so sehr gefürchtete Unglück traf; oder daß er sich wenigstens davon betroffen wähnte.

Es giebt in Sevilla eine gewisse Gattung müssiger Leute, die man gewöhnlich mit dem Nahmen lockerer Gesellen *) bezeichnet. Sie bestehen aus jungen Wüstlingen von allerley Ständen, selbst aus den grössesten Familien, die eben so wild und ausgelassen in ihren Sitten sind, als honigsüß und geschniegelt in ihren Manieren.

*) Gente de barrio.

(Von diesen könnten wir so wohl, als von ihrer Art zu leben und sich zu kleiden, und von den Regeln, die sie gegen einander beobachten, vieles sagen, welches wir aber aus guten Gründen jetzt unterlassen.) Einer von diesen jungen Stutzern (die sich in ihrer Sprache den Nahmen Partey-gänger *) geben, und alle neuverheiratheten Ehemänner mit dem Titel Spießbürger **) belegen) hatte seit geraumer Zeit ein Auge auf das Haus des Carrizales geworfen, und weil er es immer verschlossen fand, war er neugierig, zu wissen, wer der Bewohner wäre. Er spürte so fleissig nach, daß er endlich alles erfuhr, was er wissen wollte, die Launen des Alten, die Schönheit der jungen Frau, und die Art und Weise, wie sie bewacht ward. Dieß alles reizte ihn, zu versuchen, ob eine so wohl verwahrte Festung nicht mit Gewalt, oder durch List, zu erobern wäre. Er überlegte seinen Plan mit zwey Parteygängern und einem Spießbürger. Seine Freunde riethen ihm, seinen Einfall auszuführen (denn bey solchen An-

*) Virotes.

**) Matones.

schlägen fehlt es nie an Rathgebern und Helfershelfern). Die Unternehmung machte ihrem Scharfsinn vieles zu schaffen; doch machten sie endlich nach manchen Berathschlagungen den Plan, daß Loaysa (so hieß der junge Wüstling) vorgeben sollte, er müßte auf einige Zeit aus der Stadt verreisen. Hierauf bekleidete er sich über seinem reinen Hemde, Hosen und Strümpfen, mit einem so groben und zerlumpten Kittel, daß man ihn bey keinem Bettler in der Stadt lumpiger finden konnte. Er schor seinen keimenden Bart, bedeckte ein Auge mit einem Pflaster, schnallte sich das eine Bein in die Höhe, ging auf Krücken, und spielte den Lahmen so natürlich, daß ihm der kümmerlichste Krüppel nicht gleich kam. In diesem Aufzuge kam er alle Abend um Vesperzeit vor die Pforte des Carrizales, wenn bereits das ganze Haus verriegelt, und der Neger, Nahmens Luis, in seinem Stalle eingeschlossen war. Hier nahm Loaysa eine alte Zither in die Hand, die ziemlich schmierig war, und welcher einige Saiten fehlten, und klimperte (weil er etwas Musik verstand) einige lustige Lieder, die er mit verstellter Stimme absang. Er sang auch einige närrische mohrische Romanzen in einem so lustigen Ton, daß alle Vor-

übergehenden ihm zuhörten, und nie sang er, daß sich nicht ein Schwarm von Knaben um ihn versammelte. Luis, der Neger, horchte an der Pforte auf sein Spiel und Gesang, und hätte sich einen Finger abschneiden lassen, wenn er die Thür hätte öffnen, und mit mehr Bequemlichkeit zuhören können; denn die Neger lieben Spiel und Gesang ausserordentlich. Wenn Loaysa seiner Zuhörer überdrüssig ward, hörte er auf zu singen, steckte seine Zither wieder ein, und hinkte auf seinen Krükken davon.

Vier oder fünf Mahl hatt' er dem Neger sein Ständchen gebracht, (denn ihm galt es eigentlich, weil Loaysa glaubte, bey dem Neger anfangen zu müssen, das Gebäude zu untergraben), so gelang ihm auch schon sein Kunstgriff. Denn wie er an einem Abend, nach seiner Gewohnheit, an die Pforte kam und seine Zither stimmte, merkte er, daß der Neger horchte. Er legte demnach seinen Mund an eine Ritze in der Thür, und sagte mit leiser Stimme: „Könnt Ihr mir nicht ein Glas Wasser geben, Luis? Ich verschmachte, und kann vor Durst nicht singen.“

„Nein; (sprach der Neger). Ich habe keinen Schlüssel zu der Pforte, und hier ist auch nirgends ein Loch, wodurch ich es Euch reichen könnte.“

„Wer hat denn den Schlüssel?“

„Mein Herr (sprach der Neger), der eifersüchtigste Mensch auf Gottes Erdboden. Ich wäre meines Lebens nicht sicher, wenn er wüßte, daß ich hier mit jemand spräche. Aber wer seyd Ihr denn, der mich um einen Trunk Wasser bittet?“

„Ich bin ein armer lahmer Mann (antwortete Loaysa), der sein Brod um Gottes willen von guten Leuten betteln muß. Zugleich lehre ich auch einige Mohren und andere arme Leute auf der Zither spielen, und unter sechs Dutzend Negersclaven, die ich unterrichte, sind schon drey von meinen Schülern, die in jeder Schenke zum Tanz aufspielen können, und mir meine Mühe gut bezahlt haben.“

„Ich wollt' Euch noch besser bezahlen, (sprach Luis), wenn ich nur Mittel wüßte, von Euch Unterricht zu bekommen. Allein es ist nicht möglich; denn wenn mein Herr früh Morgens ausgeht, und

wenn er wieder zu Hause kommt, schließt er immer die Thüre zu, und läßt mich hier zwischen vier Mauern eingesperrt."

„Bey Gott, Luis! (sprach Loaysa, der den Nahmen des Negers schon erfahren hatte), wenn Ihr's möglich machen könntet, daß ich Euch bisweilen des Abends Unterricht gäbe, so solltet Ihr's in vierzehn Tagen so weit gebracht haben, daß Ihr Euch ungescheut an allen Ecken könntet hören lassen. Ihr müßt wissen, daß ich eine ganz besondere Gabe im Unterrichten habe, und überdieß habe ich von eurer Fähigkeit im Lernen viel Rühmens gehört, und so viel ich aus eurer hellen Stimme schliessen kann, müßt Ihr auch gut singen können."

„Ich singe wohl nicht übel (sprach Luis). Aber was hilft mir's, da ich keine andere Weise kenne, als die vom Venusstern, und Auf jenen grünen Auen, oder durchs Gitter in der Klosterwand gab Liebchen schüchtern mir die Hand; das jetzt schon auf allen Gassen gesungen wird."

„Lauter Kindereyen, (sprach Loaysa) gegen die Lieder, die ich Euch lehren kann! Ich weiß

die ganze Romanze vom Mohren Abindarraez und seiner Dame Xarifa, und die Geschichte vom Mohren Tomuni-Bey, und noch eine Menge so vortrefflicher Sarabanden, daß selbst die Portugiesen das Maul darüber aufsperren; und das alles lehre ich so leicht, und mit so guter Manier, daß Ihr kaum so bald ein halb Dutzend Scheffel Salz verzehren könnt, als ich Euch mit weniger Mühe zum Erzmusikanten auf jeder Art von Zither machen will."

„Was kann das alles helfen (seufzte der Neger), wenn ich nicht weiß, wie ich Euch ins Haus bringen soll?"

„Dafür ist Rath (sprach Loaysa). Sucht nur hinter eures Herrn Schlüssel zu kommen. Ich will Euch Wachs bringen, worin Ihr den Bart abdrücken könnt; und Euch zu Liebe will ich einen Schlösser bitten, der mein guter Freund ist, daß er mir den Schlüssel macht; so kann ich des Abends zu Euch kommen, und Euch besser unterrichten, als der Priester Johann in Indien. Es wäre Schade, wenn eine so schöne Stimme, wie die eurige, ohne die Begleitung einer Zither bliebe; denn Ihr müßt

wissen, Freund Luis, daß die beste Stimme in der Welt viel von ihrem Ausdruck verliert, wenn sie nicht von einer Zither, Clavier, Orgel, oder Harfe begleitet wird. Für eure Stimme schickt sich die Zither am besten, und sie ist auch am bequemsten und am wohlfeilsten."

„Alles gut und schön (sprach der Neger). Aber was hilft's? Ich kann nicht zu den Schlüsseln kommen; denn mein Herr läßt sie den Tag über nicht aus den Händen, und des Nachts liegen sie unter seinem Kopfkissen."

„Dann will ich Euch einen andern Rath geben (sprach Loaysa), wenn Ihr nähmlich Lust habt, ein guter Zitherspieler zu werden. Habt Ihr aber keine Lust, so brauch' ich mir nicht vergeblich Mühe zu geben, Euch zu rathen."

„Ob ich Lust habe!?! (sprach Luis). Nichts in der Welt soll mir zu schwer werden (wenn's nur sonst irgend möglich ist), wenn ich nur dazu kommen kann, Musik zu lernen."

„Gut (versetzte Loaysa). Wenn das ist, so räumt nur ein wenig Erde unter der Pforte weg, so will ich Euch einen Hammer und eine Zange zustecken, womit Ihr in der Nacht die Nägel aus dem Schlosse ziehen, und es abnehmen könnt. Eben so leicht nageln wir die Platte wieder an, daß es kein Mensch merkt, daß sie abgenommen gewesen ist; und wenn ich erst bey Euch auf euerm Heuboden bin, oder wo Ihr sonst schlaft, so will ich mir so viele Mühe mit Euch geben, daß ich zu meinem Nutzen und zu euerm Frommen noch mehr leiste, als ich Euch versprochen habe. Für Essen und Trinken braucht Ihr nicht zu sorgen. Ich will so viel mitbringen, daß wir beyde auf eine Woche genug haben; denn meine Lehrlinge und Freunde werden mich schon versorgen."

„Mit dem Essen hat's ohnehin keine Noth (sprach Luis). Die Portion, die mir mein Herr giebt, und die Ueberbleibsel, die mir die Mägde geben, reichen hin für noch ein Par andere. Nur her mit dem Hammer und der Zange; ich will wohl Platz machen, wo Ihr sie hereinstecken könnt, und will's mit Thon wieder verkleben. Wenn ich auch ein Par harte Schläge thun muß, um das

Schloß abzubrechen, so wird's mein Herr nicht hören, da er so weit von hier schläft."

„Also nur frisch gewagt (sprach Loaysa). In ein Par Tagen sollt Ihr alles haben, was nöthig ist, euern löblichen Vorsatz ins Werk zu richten. Und nehmt Euch ja in Acht, daß Ihr keine wässerige Nahrung genießt; denn sie schadet der Stimme."

„Mich macht nichts so heischer, als der Wein (sprach Luis). Aber ich möcht' ihn doch für alle Stimmen in der Welt nicht missen."

„Das sag' ich auch nicht (erwiederte Loaysa). Behüte der Himmel! Trinkt in Gottes Nahmen, und wohl bekomm's Euch. Wein mit Massen getrunken, hat noch nie jemand geschadet."

„Ja, mit Massen trink' ich ihn auch (sprach Luis). Hier hab' ich ein Krügelchen, das sein ehrliches richtiges Stübchen hält. Das füllen mir die Mägde, ohne daß es der Herr weiß; und der Koch bringt mir heimlich einen Schlauch, der auch seine zwey Stübchen hält, damit ich nicht zu kurz komme."

„Vortrefflich! (sprach Loaysa). Netze die Kehle, durstige Seele, daß Dir die Stimm' und der Athem nicht fehle."

„Nun, gute Nacht (sprach der Neger). Aber vergeßt nicht, alle Abend wieder herzukommen und zu singen, bis Ihr mir das Werkzeug bringt, um Euch einzulassen. Ihr glaubt nicht, wie mir die Finger nach der Zither jücken."

„Allerdings werd' ich kommen, und noch neue Liederchen mitbringen," versetzte Loaysa.

„Das soll mir lieb seyn, (sprach Luis). Aber singt mir doch auch jetzt noch eins vor, damit ich mich vergnügt schlafen lege. Was die Bezahlung betrifft, Herr Bettelmann, so sollt Ihr sehen, daß ich sie, Trotz dem Reichen, leisten werde."

„Darauf kommt es mir nicht an (versetzte Loaysa). Wie ich Euch unterweise, so sollt Ihr mich bezahlen. Jetzt will ich Euch noch ein Liedchen singen, und wenn ich erst zu Euch ins Haus komme, so sollt Ihr Wunder sehen."

„In Gottes Nahmen!" sprach Luis.

Nach diesem langen Gespräch sang Loaysa noch ein lustiges Liedchen, worüber der Neger so froh war, daß er die Stunde nicht erwarten konnte, die Thür offen zu sehen. Loaysa eilte schneller, als seine Krücken zu versprechen schienen, zu seinen Gesellen, und gab ihnen Nachricht von dem guten Anfange, der einen glücklichen Ausgang zu verkündigen schien. Er erzählte ihnen, was er mit dem Neger verabredet hatte, und sie verschafften ihm solche Werkzeuge, womit man einen Nagel abkneipen konnte, wie einen Splitter. Loaysa vergaß unterdessen nicht, dem Neger sein gewöhnliches Ständchen zu bringen, und der Neger versäumte nicht, das Loch zu graben, wodurch ihm sein Lehrmeister Hammer und Zange zustecken sollte, und er bedeckte es so gut, daß man es, ohne vorläufigen Verdacht und genaue Untersuchung nicht merken konnte. Am folgenden Abend gab ihm Loaysa die Instrumente; Luis brach mit geringer Mühe das Schloß ab, öffnete die Thüre, und empfing, mit der Schloßplatte in der Hand, seinen Orpheus und Meister, und wunderte sich über seine Krücken, sein lahmes Bein, und seine Lumpen. Das Pflaster hatte Loaysa vom Auge genommen, weil er es hier nicht mehr brauchte. Wie er hinein kam, um-

armte er seinen Schüler, und gab ihm einen tüchtigen Schlauch mit Wein in die Hand, und ein Kistchen mit trocknen Früchten, nebst andern Näschereyen, womit er seinen Schnapsack reichlich versehen hatte. Er warf seine Krücken weg, und schnitt Capriolen, Trotz dem Besten, der zwey gesunde Beine hat. Hierüber wunderte sich der Neger noch mehr; allein Loaysa sagte: „Ihr müßt wissen, Freund Luis, daß meine Lähmung nicht natürlich, sondern nur verstellt ist, um Almosen damit zu erschleichen. Mit meinem lahmen Bein und mit meiner Zither helf' ich mir lustig und fröhlich durch die Welt, wo ein jeder sonst Hungers sterben kann, der sich nicht durch List und Kunst zu berathen weiß. Das sollt Ihr erfahren, wenn wir einander erst besser kennen."

„Wir wollen sehen (sprach Luis). Laßt uns nur jetzt die Schloßplatte erst wieder annageln; damit man nicht sieht, daß wir sie abgebrochen haben."

Loaysa zog Schloßnägel aus seinem Schnapsack hervor, und machte das Schloß so gut wieder zurecht, wie es gewesen war; worüber sich Luis freuete. Loaysa ging mit ihm auf sein Kämmer-

chen neben dem Heuboden, und wohnte sich daselbst so gut ein, wie er konnte. Luis zündete ein Wachslicht an, und Loaysa nahm seine Zither, und schlug sie so sanft und lieblich, daß der arme Neger vor Behagen ausser sich gerieth. Wie er ein wenig gespielt hatte, langte er von neuem etwas zu naschen aus seinem Schnapsack, und gab es seinem Schüler, welcher dabey (ob gleich es lauter Süssigkeiten waren) dem Weinschlauche so fleissig zusprach, daß ihn dieser noch mehr, als das Klangspiel, begeisterte.

Hierauf schritt Loaysa sogleich zum ersten Unterricht mit seinem Schüler, und weil diesem der Wein schon ein Par Zoll über die Zirbeldrüse gestiegen war, so griff er keine Saite richtig. Dennoch bildete Loaysa ihm ein, daß er wenigstens schon ein Pär Stücke meisterhaft spielen könnte. Der arme Neger war so leichtgläubig, daß er den ganzen Abend auf seiner Zither kratzte, die nicht nur verstimmt war, sondern welcher wenigstens die Hälfte der Saiten fehlte. Den Rest der Nacht schliefen sie aus, und des andern Morgens um sechs kam der alte Carrizales herunter; öffnete die Hofthüre und die Pforte, und erwartete den Koch;

nahm den Mundvorrath von ihm in Empfang; fertigte ihn ab, und rief den Neger, um ihm Ration und Portion für sich und für die Mauleselinn zuzutheilen. Hierauf ging er aus, verschloß beyde Thüren, und ward nicht gewahr, was mit der Gassenpforte vorgefallen war; worüber sich der Meister und sein Schüler nicht wenig freuten. Kaum war der Herr davon gegangen, so griff Luis wieder zu seiner Zither, und ließ sie so laut klingen, daß alle Mägde sie hörten, und ihm durch den Torno zuriefen: „Was ist das, Luis? Seit wenn hast Du eine Zither, und wer hat sie Dir gegeben?“

„Wer sie mir gegeben hat?! Der beste Meister von der Welt; einer, der mich in sechs Tagen mehr, als sechstausend Lieder lehren wird.“

„Wo ist denn dieser Meister?“ fragte die Dueña.

„Nicht weit von hier (antwortete der Neger); und wenn ich mich nicht vor meinem Herrn fürchten müßte, so könnt' ich ihn Euch wohl gleich zeigen, und Ihr würdet eure Lust an ihm haben.“

„Wo kann denn der stecken, daß wir andern ihn nicht sehen können, (versetzte die Dueña); da in dieses Haus noch nie ein Mannsbild, ausser unserm Herrn, gekommen ist?“

„Schon gut! (sprach Luis). Ich will Euch nichts sagen, bis Ihr selbst den Mann seht, (ich weiß wohl wen), der mich in so kurzer Zeit gelehrt hat, wie ich Euch sage.“

„Wahrhaftig, (antwortete die Dueña), wenn Du nicht den Teufel zum Lehrmeister hast, so weiß ich nicht, wer Dich in so kurzer Zeit zum Musikanten machen kann.“

„Nur Geduld! (sprach Luis). Zu seiner Zeit sollt Ihr's schon sehen und hören.“

„Wie können wir's sehen (sprach eine von den Mägden), da wir kein einziges Fenster haben, das nach der Strasse geht, um jemand zu hören und zu sehen?“

„Wohl wahr! (erwiederte Luis). Aber für alles giebt's Rath, nur nicht für den

Tod; zumahl, wenn Ihr nur schweigen wollt, oder könnt."

„Meynst Du, wir können nicht schweigen? (sprach eine andere Magd.) Wir wollen stummer seyn, wie die Fische; und ich kann Dir nicht bergen, Freund Luis, daß ich äusserst begierig bin, einen guten Sänger zu hören; denn seitdem man uns hier eingemauert hat, hören wir auch nicht einmahl ein Vögelchen pfeifen."

Loaysa hörte diese Unterredung mit Vergnügen; denn es schien, daß ein günstiges Schicksal jeden Sinn nach seinem Wunsche lenkte, um ihm seine Absicht erreichen zu helfen. Die Mägde verliessen den Neger, nachdem er ihnen versprochen hatte, sie bald einmahl unverhofft zu rufen, um eine recht schöne Stimme zu hören. Jetzt nahm er Abschied von ihnen, und ging wieder in seine Kammer, damit ihn sein Herr nicht über dem Gespräch ertappte. Er hatte zwar grosse Lust, noch eine Lehrstunde zu nehmen; allein er unterstand sich nicht, bey Tage zu spielen, aus Furcht, sein Herr möchte ihn hören. Dieser kam bald nachher zu Hause, verschloß die Thüren, wie er gewohnt war, und

begab sich in seine Zimmer. Wie eine Negermagd dem Luis seinen Vorrath an den Torno brachte, gab er ihr einen Wink, sie möchten diesen Abend, so bald ihr Herr schliefe, alle zusammen herunter an den Torno kommen; so sollten sie ganz gewiß den Sänger hören, den er ihnen versprochen hätte. Er hatte vorher seinen Meister sehr inständig gebeten, des Abends bey dem Torno zu singen und zu spielen, damit er den Mädchen Wort halten könnte, denen er versprochen hätte, daß sie eine vortreffliche Stimme hören sollten. Er versicherte ihm dagegen, daß sie ihn dafür herrlich bewirthen sollten. Loaysa ließ sich erst recht viel bitten, dasjenige zu thun, was er selbst so sehr wünschte; doch endlich versprach er, das Begehren seines guten Schülers zu erfüllen, bloß um ihm gefällig zu seyn, und ohne alle eigennützige Absicht. Der Neger umarmte ihn dafür, und küßte ihn auf die Wange, vor Freude über die Gewährung seiner Bitte; und er gab dem Loaysa an diesem Tage so gut zu essen, als er es in seinem eigenen Hause haben konnte; ja wohl noch besser, weil vielleicht bey ihm der Schornstein nicht rauchte. Der Abend kam, und gegen Mitternacht ließ sich bey dem Torno ein Gezischel hören, aus welchem Luis schloß, daß der weibliche Trupp

angekommen war. Er rief seinen Lehrmeister, und dieser kam mit neubezogener und gestimmter Zither herunter. Luis fragte die Frauenzimmer, wer, und wieviel ihrer da wären. Sie antworteten, sie wären alle gekommen, ausser ihrer Frau, die mit ihrem Gemahl zu Bett gegangen wäre. Dieß war dem Loaysa zwar nicht lieb; doch versäumte er nicht, den Grund zur Ausführung seines Plans zu legen, und deswegen seinem Schüler zu Gefallen zu seyn. Mit sanften Tönen ließ er seine Zither klingen, und spielte so, daß der Neger staunte, und die Weiber ihm mit Entzücken zuhörten. Und wie ward ihnen erst zu Muth, wie er das Liedchen: Wie bedauert Dich mein Herz anstimmte, und dann die rauschende Sarabande zum Beschluß ertönen ließ, die damahls in Spanien noch etwas ganz Neues war! Da blieb kein altes Mütterchen übrig, deren Fuß sich nicht zum Tanz rührte, und die jungen Mädchen sprangen sich ausser Athem — doch mit bewunderns-würdiger Stille, und mit der Vorsicht, daß sie allenthalben Schildwachten ausstellten, aus Furcht, der alte Herr möchte erwachen. Loaysa sang auch einige Seguidillen, womit er das Entzücken seiner Zuhörerinnen auf den höchsten Grad erhob; so daß sie den

Neger inständig baten, ihnen zu sagen, wer der vortreffliche Sänger wäre. „Ein armer Bettelmann (antwortete Luis); aber zugleich der rüstigste und artigste Jüngling aus der ganzen Bettlerzunft von Sevilla. Sie baten ihn ferner, ihnen Gelegenheit zu verschaffen, ihn noch öfter zu sehen, und ihn wenigstens vierzehn Tage bey sich zu behalten; indem sie gern für seinen Unterhalt sorgen, und ihm alles geben wollten, was er nöthig hätte. Sie hätten auch gern von ihm gewußt, wie er ins Haus gekommen wäre; aber diese Frage fand Luis für gut, nicht zu beantworten. Uebrigens rieth er ihnen, wenn sie den Sänger sehen wollten, ein kleines Loch in den Torno zu bohren, das man leicht mit Wachs wieder verkleben könne; und er versprach ihnen zugleich, dafür zu sorgen, daß er vor der Hand im Hause bliebe.

Loaysa sprach ebenfalls mit den Frauenzimmern, und sagte ihnen so viele verbindliche Dinge, daß sie wohl merkten, er müßte kein armer gemeiner Bettler seyn. Sie baten ihn, sich am folgenden Abend wieder an demselben Platz einzustellen; so wollten sie ihre Frau bereden, mit ihnen herunter zu kommen, und ihm zuzuhören, Trotz dem

leichten Schlaf ihres alten Eheherrn, der nicht so wohl seine Jahre, als seine Eifersucht, zum Grunde hätte. Loaysa erwiederte: wenn sie wünschten, ihn ohne Furcht vor dem Alten zu hören, so wollte er ihnen ein einschläferndes Mittel verschaffen, das sie ihm nur in seinen Wein mischen dürften, um ihn so lange schlafen zu machen, als sie wollten.

„Lieber Himmel! (rief eine von den Mädchen) wenn das wahr wäre, welch ein Glück wäre uns dann unverhofft und unverdient ins Haus gekommen! Das wäre nicht nur ein Schlaftrunk für unsern Alten, sondern ein Becher des Lebens für uns alle, und besonders für unsere gute Frau, die er Tag und Nacht nicht aus den Augen läßt. Ach lieber gütiger Herr! Gebt uns doch euer Pulver, und Gott lohn' es Euch ewig! Geht, eilet geschwind, und bringt es uns. Ich selbst will seine Mundschenkinn seyn, und will es ihm in seinen Wein mischen. Wollte Gott, der Alte schliefe drey Tage und drey Nächte darnach, so hätten wir einmahl eben so lange ein Freudenfest."

„Gut (sprach Loaysa). Ich will es Euch bringen. Es thut keine schädliche Wirkung, und

hat keine andere Eigenschaft, als daß es einen tiefen Schlaf verursacht."

Alle baten ihn noch einmahl, es ihnen ja recht bald zu bringen, und sie nahmen Abrede, am folgenden Abend ein Loch in den Torno zu bohren, und ihre Frau mit zu bringen, damit sie ihn sähe und hörte. Darauf nahmen sie Abschied, und der Neger wollte durchaus noch eine Lection haben, obwohl es schon anfing zu tagen. Loaysa gab sie ihm, und versicherte ihm, daß unter allen seinen Schülern niemand geschickter wäre, als er; obwohl der arme Schelm weder damahls, noch nachher, irgend eine Note spielen lernte.

Loaysens Freunde kamen jeden Abend, sich zu erkundigen, ob er etwas zu sagen hätte, oder etwas bedürfte. Das verabredete Zeichen, daß sie da wären, ließ sich eben jetzt hören, und Loaysa ging hinunter, und gab ihnen durch das Loch unter der Pforte Nachricht von der Lage seiner Sachen, und bat sie, ihm ein schlafmachendes Mittel für den alten Carrizales zu bringen. Sie versprachen, einen bekannten Arzt um das wirksamste einschläfernde Mittel zu bitten, und es ihm am folgenden

Abend, wo möglich, zu bringen. Inzwischen ermunterten sie ihn, sein Abentheuer zu verfolgen; nahmen in der Stille von ihm Abschied, und eilten zurück. Die Nacht rückte heran, und die Taubenschaar flatterte der Lockpfeife der Zither zu. Mit ihnen kam auch die unschuldige Leonore, voll Furcht und Zittern vor dem Gedanken, daß ihr Alter unterdessen erwachen könnte. Lange hatte sie mit dieser Furcht gekämpft, und sich nicht entschliessen können, mit herunter zu kommen; allein ihre Mädchen (und noch mehr ihre Dueña) erzählten ihr so viel von der schönen Musik und von der Anmuth des armen Musikanten, den sie (ohne ihn gesehen zu haben) über die Schönheit eines Absalom und über die Zaubergewalt eines Orpheus erhoben, daß das arme Weibchen sich bereden ließ, zu thun, was ihr auf hundert Meilen nicht in den Sinn gekommen war. Vor allen Dingen bohrten die Mädchen ein Loch in den Torno, um den Musikanten sehen zu können. Dieser erschien jetzt nicht mehr in den Lumpen eines Bettlers, sondern in grossen weiten Hosen von braunem Tafft, in einem Wams von demselben Zeuge, mit Gold besetzt, einem sammtnen Baret von eben solcher Farbe, und in einem gesteiften Faltenkragen mit breitem Saum

und Spitzen. Alle diese Sachen hatte er in seinem Schnapsack mitgenommen, weil er die Gelegenheit hoffte und voraussah, daß er seine Kleidung würde verändern müssen. Er war jung, ansehnlich und wohl gebaut, und da alle diese Frauenzimmer seit langer Zeit keine Mannsperson ausser ihrem alten Herrn gesehen hatten, so erschien er ihnen beym ersten Anblick, wie ein Engel. Bald drängte sich die eine, bald die andere, ans Loch, um ihn zu sehen, und damit sie desto bequemer Gelegenheit dazu hätten, so beleuchtete ihn der Neger von oben bis unten mit seiner Wachsfackel. Wie sie alle (selbst die Negerinnen nicht ausgenommen) ihn lange genug betrachtet hatten, nahm Loaysa die Zither, und sang dießmahl so bezaubernd, daß er sie sämtlich (jung und alt) gänzlich hinriß. Alle baten den Luis, er möchte doch darauf sinnen, wie sein Meister zu ihnen ins Haus käme, damit sie ihn in der Nähe betrachten könnten, und nicht durch ein kleines Loch, wie ein Puppenspiel im Guckkasten; auch nicht mit solcher Furcht vor ihrem Herrn, der sie beym Erwachen plötzlich überraschen und auf der That ertappen könnte; welches nicht so leicht zu befürchten wäre, wenn sie ihn im Hause verborgen hielten.

Diesem Anschlage widersetzte sich Leonore aus allen Kräften, und wollte durchaus nicht darin willigen, daß Loaysa ins Haus käme; weil sie sich ein Gewissen daraus machte, da man ihn an diesem Orte genug betrachten und mit Sicherheit anhören könnte, ohne ihre Ehre in Gefahr zu bringen.

„Was für Ehre? (sprach die Dueña.) Wer König ist, hat genug. Bleiben Eur Gestrengen in Gottes Nahmen bey ihrem Methusalem, und laßt uns andern uns vergnügen, wie wir können. Ueberdieß scheint dieser Herr so ehrbar zu seyn, daß er nicht mehr von uns begehren wird, als wir von ihm.“

„Allerdings, meine Damen, (sprach Loaysa). Ich bin in keiner andern Absicht hier, als um Euch allen mit meinem ganzen Sinnen und Vermögen zu dienen; denn ich höre mit Betrübniß, daß Ihr so eingezogen lebt, und so viele Freuden entbehren müßt, die sich mit eurer eingeschränkten Lebensart nicht vertragen. Bey dem Leben meines Vaters! ich bin ein so schlichter, frommer Mensch, so gutmüthig und folgsam, daß ich alles thun werde, was Ihr mir befehlt, und noch mehr dazu. Wenn eine

von Euch spricht: „Meister, setzt Euch hier her; Meister, geht dort hin; schert Euch hier herum; packt Euch dort hinaus: so will ich gehorchen, wie das zahmste Hündchen, das seine Capriolen auf die Gesundheit des Kaisers, oder der werthen Gesellschaft macht.“

„Wenn das ist (sprach die einfältige Leonore), wie machen wir's denn, daß der Meister herein kommt?“

„Kleinigkeit! (sprach Loaysa). Gebt Euch nur Mühe, den Abdruck des Schlüssels zu dieser inwendigen Thüre in Wachs zu bekommen. Ich will dafür sorgen, daß Ihr morgen Abend einen ähnlichen bekommt, dessen wir uns bedienen können.“

„Wenn wir diesen Schlüssel haben (sprach eine von den Jungfern), so haben wir sie alle. Denn es ist der Hauptschlüssel.“

„Das wäre eben kein Unglück,“ sprach Loaysa.

„Wohl wahr (versetzte Leonore). Aber der Herr muß erst schwören, daß er nichts weiter thun

will, wenn er zu uns herein kommt, als singen und spielen, wenn wir's verlangen; und daß er sich still und ruhig in dem Winkel halten will, wo wir ihn einsperren."

„Das schwör' ich," sprach Loaysa.

„Das ist noch nicht genug (erwiederte Leonore). Ihr müßt bey dem Leben eures Vaters auf ein Kreuz schwören, und es vor unser aller Augen küssen."

„Gut; ich schwöre bey meines Vaters Leben, und bey diesem Zeichen des Kreuzes, das ich mit meinem unheiligen Munde küsse;" sprach Loaysa, und machte mit seinen Fingern ein Kreuz, und küßte es dreymahl.

„Gebt Acht, Meister (sprach eine von den Mägden zu ihm). Vergeßt nicht das einschläfernde Pulver; denn das ist die Hauptsache."

Hiemit endigte sich die Unterredung für diesen Abend, und jedermann freuete sich über den verabredeten Plan. Das Schicksal, welches den Loaysa

über seine Erwartung begünstigte, führte um diese Zeit (es war zwey Uhr nach Mitternacht) seine Freunde in diese Gegend. Sie gaben ihm mit einer Maultrommel das gewöhnliche Zeichen. Loaysa erzählte ihnen, wie weit er in der Ausführung seines Plans schon gekommen war; er fragte sie, ob sie das Pulver etwan gebracht hätten, oder sonst etwas, das er von ihnen begehrt hätte, und er gab ihnen zugleich einen Wink wegen des Hauptschlüssels. Sie gaben ihm zur Antwort, sie würden ihm morgen Abend das Pulver bringen, oder auch eine Salbe von so kräftiger Wirkung, daß man einem nur den Puls und die Schläfe damit zu salben brauchte, um ihn so fest einzuschläfern, daß er in zwey Tagen nicht wieder erwachte, wenn man ihm die Salbe nicht mit Essig wieder abwüsche. Was den Schlüssel beträfe, so möchte er ihnen nur den Abdruck in Wachs geben, und sie würden ihn sogleich nachmachen lassen. Hierauf entfernten sie sich; Loaysa und sein Jünger legten sich schlafen, und der erstere erwartete mit Ungeduld den folgenden Abend, wegen des versprochenen Hauptschlüssels.

So langsam die Zeit in den Augen der ungeduldigen Erwartung fortzuschleichen scheint, so verfliegt sie doch so schnell, wie ein Gedanke, und führt den gewünschten Augenblick herbey; indem sie nie ausruht, oder still steht. So brach auch endlich die Nacht an, und mit ihr kam die Stunde der Versammlung bey dem Torno; wo sich alle Mägde im Hause, groß und klein, schwarz und weiß, einstellten, weil sie alle von gleicher Begierde brannten, den Musikmeister im Hause zu sehen. Leonore kam aber nicht mit, und Loaysa erfuhr, daß sie bey ihrem Alten im Bett wäre, welcher sein Schlafzimmer des Abends verschlösse, und den Schlüssel unter seinem Kopfkissen verwahrte. Sie hätte aber versprochen, so bald ihr Mann eingeschlafen wäre, den Hauptschlüssel in Wachs abzudrücken, und den Abdruck durch das Katzenloch *) heraus zu reichen.

Die grosse Vorsicht des alten Graukopfs wollte zwar dem Loaysa nicht sonderlich behagen; doch

*) Ein Loch unten in der Kammerthüre, mit einem Schieber, durch welches man am Tage die Katzen aus und ein schlüpfen läßt.

verlohr er deswegen nicht den Muth. In dem Augenblick ließ sich die Maultrommel wieder hören. Loaysa eilte nach dem Platze der Unterredung; seine Freunde gaben ihm ein Fläschchen der versprochenen kräftigen Salbe, und Loaysa bat sie, einen Augenblick auf das Modell des Schlüssels zu warten, und ging nach dem Torno zurück. Er bat die Dueña, welcher seine Einlassung am meisten am Herzen lag, sie möchte ihrer Frau die Salbe überbringen, ihr die Wirkung derselben beschreiben, und ihr empfehlen, ihren Mann behutsam damit zu reiben, so würde sie Wunder davon sehen. Die Dueña eilte nach dem Katzenloche, vor welchem Leonore schon auf der Erde lag, und auf ihre Ankunft wartete. Die Alte streckte sich ebenfalls auf die Erde nieder, steckte ihrer Frau den Balsam zu, und flisterte ihr ins Ohr, wie sie ihn gebrauchen müßte. Leonore nahm die Salbe, und sagte zu der Alten, sie habe den Schlüssel nicht bekommen können, weil ihn ihr Mann nicht unter seinem Kopfkissen, sondern unter seiner Matratze, fast unter seinem Leibe verborgen habe. Sie möchte aber dem Musikanten nur sagen, wenn die Salbe so kräftig wirkte, wie er versprochen hätte, so könnten sie sich des Schlüssels bedienen, so oft sie ihn

brauchten, ohne den Abdruck in Wachs nöthig zu haben. Sie bat die Dueña ihre Botschaft geschwind auszurichten, und wiederzukommen, um zu sehen, wie die Salbe wirkte, mit welcher sie ihren jungen Ehemann den Augenblick einschmieren wollte.

Die Dueña ging hinunter, und stattete dem Meistersänger ihren Bericht ab, welcher darauf seine Freunde entließ, die auf den Abdruck des Schlüssels gewartet hatten.

Leise und zitternd schlich indessen Leonore, die kaum zu athmen wagte, zu dem Bett ihres eifersüchtigen Eheherrn, und salbte ihm den Puls, die Schläfe, und selbst die Nasenlöcher. Indem sie ihm an die Nase kam, schien es ihr, daß er zusammen führe, und sie gerieth in Todesangst, daß er sie auf frischer That ertappen möchte. Sie eilte jedoch, ihn an allen Stellen, die man ihr beschrieben hatte, zu salben; und nun lag der gute Alte wirklich, als wenn er zur Begräbniß einbalsamiert wäre. Die wirksame Mohnsalbe zeigte bald ihre Wunderkraft; denn der alte Schläfer fing an, so laut zu schnarchen, daß man ihn auf der Strasse

hören konnte, und Leonore freuete sich über diese Musik fast noch mehr, als über das Saitenspiel des Lehrmeisters ihres Negers. Noch immer ungewiß, ob sie ihren Augen trauen dürfe, näherte sie sich, und rüttelte ihren Alten erst leise, dann stärker und stärker; bis sie es endlich wagte, ihn hin und her zu rollen. Allein er schlief, wie ein Stein. Jetzt schlich sie wieder zu dem Katzenloche, und flisterte der Dueña, die schon aufpaßte, zu: „Wünsche mir Glück, meine Freundinn; Carrizales schläft so fest, wie im Grabe.“

„Warum zögert Ihr denn, den Schlüssel zu nehmen? (sprach die Dueña). Der Meister wartet schon über eine Stunde.“

„Gleich will ich ihn hohlen,“ sprach Leonore; eilte wieder zu dem Bett ihres Mannes, nahm den Schlüssel, hüpfte vor Freuden, öffnete die Thüre, und gab den Schlüssel der Dueña, die ihn mit unbeschreiblicher Freude empfing. Leonore befahl, den Sänger einzulassen und in ihr Vorzimmer zu bringen, weil sie selbst es nicht wagte, sich zu entfernen, aus Furcht vor unerwarteten Zufällen. Vor allen Dingen empfahl sie der

Dueña, ihn seinen Eid von neuem bestätigen zu lassen, daß er sich nichts weiter herausnehmen wollte, als was man ihm befehlen und erlauben würde; und wenn er sich weigerte, so sollte man ihm durchaus die Thüre nicht öffnen.

„Das soll er gewiß thun (versetzte die Dueña), und er soll mir nicht herein kommen, wenn er seinen Eid nicht über und über wiederhohlt, und ein halb Dutzend Mahl das Kreuz darauf küßt.“

„Die Zahl brauchst Du ihm eben nicht vorzuschreiben (sprach Leonore). Laß es ihn küssen, so oft er will; aber laß ihn vor allen Dingen bey dem Leben seiner Aeltern schwören, und bey allem, was ihm am liebsten ist. Dann sind wir gesichert, und können ihn nach Herzens Lust singen und spielen hören. Wahrhaftig, er macht es recht allerliebst! Mache nur geschwind, und laß uns nicht die Zeit mit Schwatzen verlieren.“

Die Dueña schlug ihre Röcke geschwind zusammen, und trippelte wie der Wind hinunter zum Torno. Alle warteten auf sie, und wie sie den Schlüssel sahen, trugen sie sie vor Freuden auf den

Händen, wie ein neugewähltes Parlamentsglied in England; zumahl wie sie hörten, daß der Schlaf des balsamierten Alten sie der Mühe überhob, den Schlüssel erst nachmachen zu lassen; weil sie während seines Schlafs seinen eigenen Schlüssel gebrauchen konnten, so oft sie wollten.

„Geschwind die Thüre geöffnet (rief eine von ihnen), und den Herrn eingelassen! Er wartet schon so lange; wir wollen uns von ihm aufspielen lassen, und uns weiter um nichts bekümmern.“

„Allerdings müssen wir uns noch um etwas bekümmern (sprach die Dueña); denn erst muß er seinen gestrigen Schwur wiederhohlen.“

Sie öffnete unterdessen die Thüre, und rief Loaysen, der alles gehört hatte, und schon ohne weitere Umstände hinein gehen wollte. Die Dueña hielt ihm aber die Hand vor die Brust, und sagte: „Bey Gott und auf mein Gewissen, mein Herr! Ihr müßt wissen, daß wir alle hier im Hause (unsere Frau ausgenommen) so reine Jungfern sind, wie die Mütter, die uns gebohren haben, und wenn ich Euch gleich vielleicht schon vierzig Jahr alt

scheine, (da mir doch an dreissig noch zwey Monat und vierzehn Tage fehlen), so bin ich doch mit Ehren auch noch Jungfer, und wenn ich ältlich aussehe, so kommt das von lauter Kummer und Schmach, die wohl unsern Jahren leicht eine Null, und wohl gar zwey, zusetzen können. Also ist es nicht gerathen, daß wir, um ein Par, oder drey, oder vier Liederchen anzuhören, so viele Keuschheit in die Wage setzen, als sich zwischen diesen vier Mauern aufhält; denn selbst diese Negerinn Guiomar ist noch Jungfer. Also, mein lieber schöner Herr, ehe Ihr unser Gebiet betretet, müßt Ihr erst von neuem einen kräftigen Eid ablegen, daß Ihr Euch nichts mehr herausnehmen wollt, als was wir von Euch verlangen. Däucht Euch das viel, so müßt Ihr bedenken, wieviel wir wagen; und wenn Ihr in keiner bösen Absicht kommt, so muß Euch ein Eid nicht schwer ankommen; denn wer bar bezahlen will, den drückt kein Pfand."

„Frau Mari-Alonso hat lauter Gold im Munde (sprach eine von den Mädchen), und spricht wie eine Frau, die das Ding versteht, wie sich's gebührt; und wenn der Herr nicht Lust hat, zu schwören, so muß man ihn nicht einlassen."

„Von mein wegen (rief Guiomar, die Negerinn, die eben nicht sonderlich mit der Sprache fertig werden konnte), er schwör mehr, als niemahl. Laß ein ihn in Taifel Nahmen! Wenn auch noch mehr viel schwören, und komm herein in Haus, er wird all wieder vergessen.“

Loaysa hörte die Rede der Frau Mari-Alonso geduldig an, und gab mit ernsthafter Miene und Geberde zur Antwort: „In der That, meine Freundinnen und Gesellschafterinnen, es ist mir nie eingefallen, und kann mir nie einfallen, anders, als gefällig gegen Euch zu seyn, und alles zu thun, was in meinen Kräften ist, um Euch Vergnügen zu machen; und folglich kann mir der Eid gar nicht schwer ankommen, den man von mir fordert, obwohl es mir lieber wäre, wenn man sich auch ein wenig auf mein Wort verliesse. Denn das Wort eines Mannes, wie ich bin, ist so gut, wie ein Pfandbrief, und ich muß Euch sagen, Frau Dueña, mancher schlechter Rock bedeckt eine feine Jacke, und unter einem groben Kittel steckt oft ein guter Trinker. Damit Ihr aber alle wegen meiner Absicht ruhig seyn könnt, so schwöre ich Euch bey der ungeschwächten Kraft in ihrem grössesten

Umfange, bey allen Eingängen und Ausgängen des Berges Libanon, und bey allem, was die wahre Geschichte vom Kaiser Karl dem Grossen und dem Tode des Riesen Fierabras in ihrer Vorrede enthält, daß ich meinen Eid nicht brechen, und den Befehl der geringsten und niedrigsten dieser Damen nicht aus den Augen setzen will. Im widrigen Fall, wenn ich jetzt, oder künftig anders handle, so erkläre ich es jetzt und zukünftig alles für nichtig, ungültig und ungeschehen."

So weit war Loaysa mit seinem Eide gekommen, als eine von den Mädchen, die ihn sehr aufmerksam angehört hatte, mit lauter Stimme rief: „Nun, wahrhaftig, das ist ein Eid, der einen Stein erbarmen kann. Ich will nicht ehrlich seyn, wenn Ihr noch weiter schwören sollt; denn dieser Eid ist genug, um in die Höhle von Cabra eingelassen zu werden." Damit packte sie ihn bey seinen Schifferhosen, und zog ihn hinein, und in dem Augenblick umringten ihn alle die übrigen. Eine von ihnen ging hin, ihrer Frau Nachricht zu geben, die neben ihrem schlafenden Ehemann Schildwacht hielt. Wie das Mädchen ihr sagte, daß der Musikant schon herauf käme, war sie

halb froh, und halb unruhig, und fragte, ob er geschworen hätte.

„Ja wohl, (sprach das Mädchen), und den allersonderbarsten Eid von der Welt, den ich in meinem Leben gehört habe.“

„Wenn er geschworen hat, so haben wir ihn fest (sprach Leonore). Das war doch ein kluger Einfall, daß ich ihn schwören ließ.“

Jetzt kam der ganze Trupp, mit dem Musikanten in ihrer Mitte. Der Neger, und Guiomar die Negerinn leuchteten ihnen. Wie Loaysa Leonoren gewahr ward, wollte er sich auf ein Knie niederlassen, um ihr die Hand zu küssen. Sie gab ihm schweigend ein Zeichen, daß er aufstehen sollte, und alle übrigen waren still, und wagten es nicht, zu sprechen, aus Furcht, ihr Herr möchte sie hören. Loaysa versicherte ihnen aber, sie könnten immer laut reden; denn die Salbe wirkte so kräftig, daß sie einen Menschen, ohne ihm wirklich das Leben zu nehmen, einem Todten ähnlich machte.

„Fast glaub' ich es selbst (sprach Leonore). Denn wenn das nicht wäre, so wär' er von den

tausend Leibesgebrechen, die ihn nie schlafen lassen, schon zwanzig Mahl erwacht, seitdem ich ihn gesalbt habe. Aber jetzt schnarcht er, wie ein Pferd.“

„Wenn das ist (sprach die Dueña), so laßt uns in den Vorsaal gehen; dort können wir den Herrn singen und spielen lassen, und ein wenig lustig seyn.“

„Gut, so laßt uns gehen (sprach Leonore). Aber Guiomar muß hier bleiben und Wache halten, damit sie uns einen Wink geben kann, wenn Carrizales sich rühren sollte.“

„Arm Negerinn bleiben (murrte Guiomar), und Weissen gehn weg. Verzeihen Gott alle!“

Damit gingen sie nach dem Vorsaal, wo ein grosses Sopha stand, auf welches sie sich alle setzten, und den Musiker in die Mitte nahmen. Mari-Alonso nahm eine Kerze, und beleuchtete ihn von Kopf zu Fuß. „Ach, was für sanftes, krauses Haar!“ rief die eine. „Was für schöne Zähne, weisser als geschälte Mandeln!“ sprach die andere, und wieder eine andere: „Welche helle grosse

Augen! und, bey meiner Mutter Leben! sind sie nicht so blau, wie die besten Sapphire!" Die eine lobte seinen Mund, die andere seine Beine; kurz, eine jede war geschäftig, seine Schönheiten und Annehmlichkeiten zu zergliedern. Nur Leonore schwieg; doch dachte sie, indem ihre Blicke ihn musterten, daß er doch wohl hübscher wäre, als ihr neuer Ehemann. Die Dueña nahm inzwischen dem Neger die Zither weg, gab sie Loaysen, und bat ihn, ein Liedchen zu spielen, welches damahls in Sevilla sehr im Gange war:

Mutter, liebe Mutter,
haltet immer Wacht u. s. w.

Loaysa erfüllte ihr Begehren. Alle Mädchen standen auf, und tanzten aus Leibeskräften, indeß die Dueña, die das Lied wußte, mit besserer Laune, als Stimme, das folgende Lied mit sang:

Mutter, liebe Mutter,
haltet immer Wacht;
wenn ich mich selbst nicht hüte,
nehmt Ihr mich nicht in Acht.

* * *

Man sagt, es steht geschrieben
(und wirklich ist es wahr:)

Die Strenge bringt Gefahr.
Sie reizt zu sanften Trieben;
reizt, heftiger zu lieben;
denn unterdrückte Gluth
entflammt mit größrer Wuth.
Drum haltet nur nicht Wacht;
wenn ich mich selbst nicht hüte,
nehmt Ihr mich nicht in Acht.

Wo eigner Trieb gebricht,
da kann kein Zwang Euch nützen.
Denn vor der Liebe schützen
selbst Schloß und Riegel nicht.
Sie, die durch Mauern bricht,
wird selbst das Grab durchdringen,
den Endzweck zu erringen,
an den Ihr nie gedacht.
Drum, wenn ich mich nicht hüte,
nehmt Ihr mich nicht in Acht.

Wenn uns die Lust anficht,
so flattern wir, und fliegen
nach Wohllust und Vergnügen,
wie Motten nach dem Licht,
und Vorsicht hilft Euch nicht.
Da würden hundert Augen
des Argus Euch nichts taugen,
womit Ihr uns bewacht.
Wenn wir uns selbst nicht hüten,
nehmt Ihr uns nicht in Acht.

Groß ist der Liebe Macht,
die bald die sanfte Schöne
zur schmeichelnden Sirene,
bald zur Chimäre macht.
Von Amor angefacht,
durchdringt die Glut der Lust
das weiche Wachs der Brust.
Drum haltet nur nicht Wacht:
wenn ich mich selbst nicht hüte,
nehmt Ihr mich nicht in Acht.

Kaum hatten die Mädchen, angeführt von der guten Dueña, ihren Gesang und Reihentanz geendigt, als Guiomar, ganz ausser sich, und an Händen und Füssen zitternd, in den Saal stürzte, und in einem heischern halblauten Tone rief: „Herr is wach, Frau; Frau, Herr is wach, un aufstehen, un herkommen.“

Wer jemahls gesehen hat, wie eine Schaar Tauben, die sorglos auf einem Acker den Samen auflieset, den eine fremde Hand gestreuet hat, vor dem plötzlichen Knall einer Flinte erschrocken auffliegt, ihr Futter vergißt, und in ängstlicher Verwirrung hierhin und dorthin flattert, der kann sich vorstellen, in welchem Zustande sich die Schaar der erschrockenen Tänzerinnen befand, wie Guiomar

diese unerwartete Nachricht brachte. Eine jede dachte auf ihre Entschuldigung, und alle suchten ihr Heil in der Flucht, die eine hier, die andere dort, in allen Ecken und Winkeln des Hauses; und der Zitherspieler blieb allein, Gesang und Zither vergessend, und wußte vor Verwirrung nicht, was er anfangen sollte. Leonore rang ihre schönen Hände. Mari-Alonzo schlug sich mit beyden Fäusten (doch nicht gar zu hart) ins Gesicht. Mit einem Worte, da war nichts, als Furcht, Schrecken, und Verwirrung. Doch die Dueña, als die verschlagenste und gesetzteste von allen, kam auf den Einfall, daß Loaysa sich in ihrem Zimmer verstecken sollte, und sie selbst und Leonore wollten allein im Saal bleiben; denn sie konnten leicht eine Entschuldigung finden, im Fall ihr Herr sie dort aufsuchen sollte. Loaysa ging in seinen Schlupfwinkel, und die Dueña horchte, ob ihr Herr käme. Wie sie kein Geräusch hörte, gewann sie allmählich wieder Muth, und schlich mit leisen Tritten nach dem Schlafgemach, wo ihr Herr noch nach wie vor schnarchte. Wie sie sich versichert hatte, daß er noch schlief, schürzte sie sich geschwind auf, und lief zurück zu ihrer Frau, welcher sie Glück wünschte, daß ihr Herr noch in festem Schlaf läge. Die

gute Dueña wollte die Gelegenheit nicht verlieren, die ihr das Glück darzubieten schien, den ersten Genuß der Annehmlichkeiten einzuernten, die sie sich von dem Sänger versprach. Sie bat demnach Leonoren, im Saal zu warten, indeß sie hinginge und ihn zurück riefe. Sie fand ihn eben so verwirrt, als in Gedanken vertieft, und voll Erwartung, wie es mit dem balsamierten Alten abliefe. Er verwünschte die Unwirksamkeit der Salbe, und ärgerte sich über die Leichtgläubigkeit seiner Freunde, und über seine eigene Unvorsichtigkeit, daß er das Mittel nicht erst an einem andern versucht hätte, ehe man es beym Carrizales anwandte. So fand ihn die Dueña, und gab ihm die Versicherung, daß der Alte so fest und noch fester schliefe, als jemahls. Er beruhigte sich, und ließ sich eine Menge verliebter Sachen von Frau Mari-Alonzo vorschwatzen; woraus er ihre leidigen Absichten entdeckte, und dadurch auf den Einfall gebracht ward, sie zum Köder zu brauchen, um ihre Frau damit zu fischen.

Indem sie noch im Gespräch begriffen waren, krochen die Mägde im Hause eine nach der andern aus ihren Schlupfwinkeln wieder hervor, und kamen,

zu sehen, ob ihr Herr wirklich erwacht wäre. Wie sie überall Ruhe und Stillschweigen fanden, kamen sie wieder in den Saal, wo sie ihre Frau gelassen hatten, und hörten von ihr, daß ihr Herr noch schliefe. Sie fragten darauf nach der Dueña und dem Sänger, und wie sie erfuhren, wo sie wären, schlichen sie leise an die Thüre, um zu horchen, was zwischen ihnen vorginge. Guiomar, die Negerinn, war bey ihnen; der Neger aber hatte, auf die erste Nachricht, daß sein Herr erwacht wäre, die Zither unter den Arm genommen, und sich nach seinem Heuboden geflüchtet, wo er auf seinem armseligen Lager unter seiner Decke in Furcht und Angstschweiß lag. Bey dem allen konnte er sich doch nicht enthalten, an den Saiten seiner Zither zu klimpern, so groß war seine Leidenschaft für die Musik. Die jungen Mädchen hörten unterdessen das verliebte Geschwätz der Alten, und ermangelten nicht, sie dafür mit den gebührenden Ehrentiteln zu beschenken. Keine begnügte sich damit, sie bloß eine alte Vettel zu nennen, sondern eine jede fügte noch die nöthigen Beywörter von bärtig, verhext, mannsüchtig, und noch andere mehr hinzu, die wir der Ehrbarkeit wegen verschweigen. Am lustigsten klangen die Reden der portugiesischen Ne-

gerinn Guiomar, die eben keine geläufige Zunge hatte, und ihre Schimpfreden in lauter verstümmelten Worten lächerlich genug herausstieß. Die Unterhandlung zwischen den beyden endigte sich damit, daß Loaysa versprach, die Wünsche der Dueña zu erfüllen, wenn sie ihm vorher ihre Gebieterinn in die Arme lieferte. Der Vorschlag des Meistersängers ging der Dueña zwar sehr schwer ein; doch um die Begierde stillen zu können, die sich schon ihrer ganzen Seele bemeistert, und ihr Mark und Bein durchdrungen hatte, würde sie ihm die unmöglichsten Dinge von der Welt versprochen haben. Sie verließ Loaysen, und ging hin, um mit ihrer Frau zu sprechen. Wie sie vor ihrer Thür alle Mägde versammelt fand, befahl sie ihnen, sich in ihre Kammern zu begeben, und einen andern Abend abzuwarten, um den Harfner mit weniger, oder gar keiner Gefahr und Unbequemlichkeit zu hören; weil sie diese Nacht Unruhe genug gehabt hätten. Sie merkten zwar sämtlich wohl, daß die Alte nur wünschte, sie los zu werden. Weil sie ihnen aber allen zu befehlen hatte, so mußten sie ihr gehorchen. Sie entfernten sich demnach, und die Dueña ging in den Saal, um Leonoren zu überreden, Loaysens Wünschen Gehör zu geben.

Sie hielt ihr eine so lange und studierte Rede, als wenn sie viele Tage lang darauf gedacht hätte. Sie erhob Loaysens Artigkeit, seine Verdienste, seinen Anstand, und seine einnehmende Bildung. Sie stellte ihr vor, wieviel reizender sie die Umarmungen eines jungen Liebhabers finden würde, als die trocknen Liebkosungen eines alten Ehemannes; und sie versicherte ihr Verschwiegenheit, dauerhaften Genuß, und mehr dergleichen Dinge, die ihr der Teufel eingab, und die sie mit so vielen rednerischen Farben auszumahlen, und mit so vielen Gründen zu unterstützen wußte, daß sie den härtesten Marmor erweichen konnten, und um desto eher das zarte Herz der einfältigen und unbefangenen Leonore überrumpelten. — O Ihr Dueñas! die Ihr zum Unheil tausend guter unschuldiger Seelen in der Welt aufgekommen seyd; O Ihr langen breitverbrämten Schleyer, die Ihr zum Staat in den Gemächern und auf den Sophas der vornehmen Damen strotzet! wie mißbraucht Ihr die Gewalt eures Amts, welches gewissermassen zu einem nothwendigen Uebel geworden ist! — — — Mit einem Worte, die Dueña redete und überredete so lange, daß endlich die betrogene Leonore sich ergab, und in ihr Verderben rannte, indem sie zu-

gleich alle Vorkehrungen des bedächtlichen Carrizales vereitelte, der in diesem Augenblick im Todesschlummer lag, in welchem seine Ehre ins Grab gesenkt ward.

Mari-Alonzo nahm ihre Gebieterinn bey der Hand, und führte sie mit thränenden Augen, und halb mit Gewalt, in die Kammer, wo Loaysa war, und schloß die Thüre zu, nachdem sie ihnen mit einem höllischen Lächeln eine angenehme Nacht gewünscht hatte. Sie selbst aber legte sich auf das Sopha zur Ruhe, oder vielmehr erwartete sie daselbst den versprochenen Lohn ihrer Dienste. Weil sie aber in den vergangenen Nächten so viel gewacht hatte, überfiel sie der Schlaf auf ihrem Lager.

Jetzt hätte man wohl den armen Carrizales fragen mögen (wenn man nicht wüßte, daß er geschlafen hätte), was ihm alle seine Vorsichtigkeit hülfe; alle seine Besorgnisse; seine Reden und Ermahnungen; die hohen Mauern seines Hofes, in welchem sich nie der Schatten eines männlichen Wesens durfte blicken lassen; der Torno; die dikken Wände; die Fenster, die kaum das Tageslicht

zuliessen; die wohlverwahrte Einsiedeley; die grosse Morgengabe, die er seiner Leonore gegeben hatte; die Liebkosungen, womit er sie überhäufte; seine Herablassung gegen seine Mägde und Sclavinnen; und seine Sorgfalt, es ihnen nicht an der geringsten Kleinigkeit fehlen zu lassen, die sie zum Nutzen und zur Bequemlichkeit brauchten. Doch wir haben schon gesagt, daß die Frage vergeblich gewesen wäre, weil er immer noch fester schlief, als nöthig war. Und gesetzt, er hätte auch gehört, was man ihn fragte, wie hätte er anders darauf antworten können, als mit Achselzucken, mit gerunzelter Stirne, und mit dem Geständniß, daß die Verschlagenheit eines muthwilligen leichtfertigen Jünglings, und die Bosheit einer ungetreuen Dueña, sich der Einfalt eines überredeten und überlisteten jungen Weibes bedient hätten, um den Grund dieses Gebäudes zu untergraben, und es umzustürzen. Der Himmel bewahre einen jeden ehrlichen Mann vor solchen Feinden, gegen welche der Schild der Klugheit uns nicht schützen, und die man mit dem Schwert der Vorsichtigkeit nicht abwehren kann!

Doch Leonore setzte in dem entscheidenden Augenblick den gewaltsamen Angriffen ihres listigen Verführers solche Kräfte entgegen, daß er sich vergeblich bemühte, sie zu überwinden, und daß er, ermüdet durch ihren Widerstand, ihr den Sieg überlassen mußte, worüber beyde zuletzt einschliefen.

In diesem Augenblick wollte das Schicksal, daß Carrizales, Trotz der Salbe, wirklich erwachte, und nach seiner Gewohnheit allenthalben im Bett umher fühlte. Wie er sein liebes Weibchen nicht an seiner Seite fand, sprang er leichter und behender aus dem Bette, als seine Jahre erwarten liessen. Wie er aber auch in dem ganzen Zimmer seine Frau nicht fand; wie er die Thür offen sahe, und den Schlüssel unter seiner Matratze vermißte, dacht' er, er müßte rasend werden. Er faßte sich jedoch einigermassen, ging hinaus in den Gang, und schlich auf den Zehen in den Saal, wo die Dueña schlief. Wie er Leonoren auch bey ihr nicht fand, ging er nach dem Zimmer der Dueña, öffnete leise die Thüre, und sah — was er nimmer wünschte gesehen zu haben, und lieber das Licht seiner Augen zu missen; er sah — Leonoren in Loaysens Armen, so tief in Schlaf begraben,

als wenn die Salbe auf sie gewirkt hätte, und nicht auf ihren alten Eifersüchtigen. Alles Blut gerann dem armen Carrizales in den Adern bey diesem tröstenden Anblick. Die Zunge klebte ihm am Gaumen; er ließ die Arme sinken, und stand wie ein kaltes Marmorbild. Und obwohl der Zorn seine Wirkung that, und seine erstorbenen Glieder wieder belebte, so wirkte doch der Schmerz so heftig, daß er ihm den Athem abdrückte. Dennoch hätte er für diese schreyende Uebelthat die gebührende Rache geübt, wenn es ihm nicht an Waffen gefehlt hätte. Er ging zurück in sein Zimmer, um einen Dolch zu hohlen, und die Flecken seiner beleidigten Ehre in dem Blute seiner beyden Beleidiger abzuwaschen, und sogar keine Seele in seinem ganzen Hause mit seiner Rache zu verschonen. In dieser Absicht ging er eben so leise, wie er gekommen war, wieder in sein Schlafzimmer; doch hier bestürmten Schmerz und Angst ihn dermassen, daß er ohnmächtig auf sein Bett hinsank.

Indessen brach der Tag an, und überraschte das ehebrecherische Par in wechselseitiger Umarmung. Mari-Alonzo erwachte, und wollte eilen, um ihren beschiedenen Theil zu fordern. Weil sie aber

fand, daß es schon spät war, beschloß sie, bis zum Abend zu warten. Leonore erschrack, wie sie sah, daß es schon hoch Tag war, und ärgerte sich über ihre Fahrlässigkeit, und über die Unachtsamkeit ihrer verwünschten Dueña; und beyde eilten in das Zimmer ihres Herrn, indem sie unterweges den Himmel baten, daß sie ihn noch immer schnarchend antreffen möchten. Wie sie ihn still auf dem Bette liegend fanden, glaubten sie, daß die Wirkung der Salbe noch fortdauerte, weil er noch schliefe, und sie umarmten einander vor Freude. Leonore faßte ihren Mann beym Arm, und wandte ihn herum, um zu versuchen, ob er erwachen würde, ohne daß man nöthig hätte, ihn mit Essig zu baden, um ihn wieder zu ermuntern. Carrizales erwachte aus seiner Ohnmacht, und rief mit schwacher und kläglicher Stimme: „Ach, ich Elender! zu welchem schmerzlichen Ziele hat mich mein Unglück gebracht!"

Leonore begriff die Rede ihres Gemahls nicht. Weil sie aber fand, daß er wach war, und redete, wunderte sie sich, daß die Wirkung der Salbe nicht so lange dauerte, als man ihr gesagt hatte. Sie legte ihre Wange an die seinige, und sagte mit

einer zärtlichen Umarmung: „Was fehlt Dir, mein Gemahl, daß Du scheinst Dich zu beklagen?“

Der arme Greis hörte die Stimme seiner liebenswürdigen Feindinn; er öffnete die Augen, so weit er konnte, blickte seine Frau verwirrt und erstaunt an, und nachdem er eine geraume Zeit seinen Blick steif auf sie geheftet hatte, sprach er: „Thue mir den Gefallen, Frau, und schicke nach deinen Aeltern in meinem Nahmen, um sie zu mir zu bitten. Ich habe etwas auf dem Herzen, das mich drückt, und das mir, wie ich fürchte, bald das Leben rauben wird; und ich wünsche sie vor meinem Ende noch zu sprechen.“

Leonore zweifelte zwar nicht an den Worten ihres Mannes; allein sie glaubte vielmehr, daß die Wirkung der Salbe Schuld an seinem Zufall wäre, als dasjenige, was er gesehen hatte. Sie schickte den Augenblick den Neger zu ihren Aeltern, um sie zu rufen, umarmte ihren Alten so zärtlich, als jemahls, und fragte ihn mit so liebreichen und theilnehmenden Ausdrücken nach seinem Befinden, als wenn ihr niemand auf Erden lieber wäre. Er sah sie an mit demselben starren Blick, wie vorher,

und jedes Wort, jede Liebkosung seiner Frau war ein Dolchstich, der ihm das Herz durchbohrte. Die Dueña hatte den Mägden und Loaysen bereits Nachricht von dem Zufall ihres Herrn gegeben, und ihnen gesagt, sie fürchte, daß er böse Folgen haben werde, weil er nicht einmahl daran gedacht habe, zu befehlen, die Thüre nach der Strasse zu verschliessen, wenn der Neger hinaus ginge, die Aeltern ihrer Frau zu hohlen. Auch diese Botschaft selbst befremdete sie, weil sie beyde seit der Verheirathung ihrer Tochter nie die Schwelle des Hauses betreten hatten. Kurz, alle waren erstaunt und verwundert, denn niemand errieth die eigentliche Ursache der Krankheit ihres Herrn, der von Zeit zu Zeit so tiefe und schmerzliche Seufzer ausstieß, daß ein jeder schien, ihm das Herz abdrükken zu wollen. Leonore bejammerte seinen Zustand, und er selbst lächelte mit der Miene eines Wahnsinnigen, indem er ihre Thränen für Verstellung hielt.

Leonorens Aeltern kamen, und erstaunten nicht wenig, wie sie alle Thüren offen fanden, und das ganze Haus in tiefer Stille begraben. Sie traten in das Zimmer ihres Schwiegersohns, und

fanden ihn in der Lage, die wir beschrieben haben. Sein Blick war noch immer auf seine Frau geheftet, deren Hände er in die seinigen genommen hatte. Beyde schwammen in Thränen. Die ihrigen flossen, weil sie ihn weinen sahe, und die seinigen über die Beweise ihrer Zärtlichkeit, die er für verstellt hielt. Wie die Aeltern herein traten, sprach Carrizales: „Setzt Euch, meine Freunde und Gebieter; und Ihr andern geht alle hinaus, und laßt nur Frau Mari-Alonso bey uns.“

Alle entfernten sich, und liessen die fünfe beysammen; worauf Carrizales seine Thränen abtrocknete, und in einem ruhigen Tone sagte: „Ich bin versichert, meine lieben Freunde und Schwiegeraltern, daß ich bey Euch keinen Zeugen nöthig habe, wenn ich Euch eine Thatsache vortrage, die ich Euch erzählen muß. Ich brauche Euch gewiß nicht zu erinnern, mit wie vieler Liebe und Zärtlichkeit Ihr mir vor Jahresfrist eure geliebte Tochter zur Frau gabt. Ihr werdet Euch ebenfalls erinnern, wie reichlich ich sie mit einem Witwenschatze bedachte; denn wahrlich wäre die Summe für drey Mädchen von ihrem Stande genug ge-

wesen, um sie reich zu machen. Ihr werdet auch nicht vergessen haben, mit welcher Aemsigkeit ich alles anschaffte, um sie nach Herzens Wunsch mit Putz und Kleidern versehen zu lassen. Vermuthlich ist auch eurem Scharfblick die Bemerkung nicht entgangen, daß ich, theils von meinem natürlichen Hange hingerissen, theils aus Furcht vor dem Unglück, das mich wahrscheinlich ins Grab stürzen wird, theils wegen meiner vieljährigen Erfahrung von den mancherley sonderbaren Vorfällen, die sich in der Welt zutragen, dieses Kleinod, das ich mir selbst erwählte, und das Ihr mir anvertrautet, mit der grössesten Sorgfalt zu bewahren suchte. Ich erhöhte die Mauern um meinen Hof; ich vermauerte meine Fenster nach der Strasse; versah meine Thüren mit doppelten Schlössern; ließ mir einen Torno machen, wie in einem Kloster; verbannte alles aus meiner Wohnung, was nur den Nahmen und Schatten eines männlichen Wesens hatte; gab ihr Mägde und Sclavinnen zur Bedienung, und versagte weder diesen, noch ihr selbst, irgend etwas, das sie von mir begehrten. Ich stellte sie mir in allen Stücken gleich; theilte ihr alle meine Gedanken mit, und ließ sie über all mein Vermögen schalten. Dieß alles, was ich für

sie that, hätte mir wohl billig ein ruhiges Leben zusichern müssen, zum Lohn für den Aufwand, den es mir kostete; und sie hätte sich bestreben sollen, mir nie Anlaß zu dem geringsten eifersüchtigen Gedanken zu geben. Weil aber alles menschliche Bestreben nicht hinreicht, die Züchtigungen abzuwenden, die der Himmel über uns verhängt, wenn wir nicht unsere ganze Hoffnung und unser Vertrauen auf ihn setzen, so ist es nicht zu verwundern, daß mich die meinigen getäuscht haben, und daß ich selbst mir den Gift habe bereiten müssen, der mir das Leben raubt. Doch ich sehe an eurer gespannten Aufmerksamkeit auf meine Worte die Ungeduld, mit welcher Ihr erwartet, wo ich mit meiner langen Vorrede hinaus will, und ich will Euch demnach lieber mit wenigen Worten dasjenige sagen, was ich in tausend Worten doch nicht hinlänglich ausdrücken kann. Wisset demnach, meine Freunde, daß alle meine Reden und meine Handlungen mir zu nichts weiter geholfen haben, als daß ich heute Morgen dieses Weib, das zur Störerinn meiner Ruhe und zur Verkürzung meines Lebens gebohren ist, in den Armen eines rüstigen Buben gefunden habe, der sich noch diesen Augenblick in dem Zimmer dieser verpesteten Dueña befindet."

Kaum hatte Carrizales diese letzten Worte gesprochen, so stürzte Leonoren alles Blut zum Herzen, und sie sank ohnmächtig zu den Füssen ihres Gemahls. Mari-Alonso erblaßte, und Leonorens Aeltern starb das Wort auf der Zunge. Carrizales fuhr fort:

„Die Rache, die ich für diese Beleidigung ausüben will, soll nicht von der gewöhnlichen Art seyn. So ausserordentlich mein Benehmen in allen Stükken gewesen ist, so soll es auch in der Art seyn, wie ich mich räche, nähmlich an mir selbst, als dem Strafbarsten bey dieser Vergehung. Ich hätte bedenken sollen, wie wenig ein zartes funfzehnjähriges Mädchen sich für einen achtzigjährigen Greis, wie mich, schickte. Ich selbst habe mir, wie der Seidenwurm, die Zelle angesponnen, in welcher ich mein Leben lassen muß. Ich beschuldige Dich nicht, Du armes übel berathenes Kind; (indem er dieß sagte, neigte er sich über Leonoren, und küßte ihre blasse Wange); Dir gebe ich nicht Schuld, denn wie leicht läßt sich nicht ein junges unbefangenes Blut von verschmitzten alten Weibern überlisten, und durch die verführerische Stimme verliebter Jünglinge überwinden! Damit aber alle

Welt gewahr werde, wie treu und herzlich ich Dich liebte, so will ich in den letzten Augenblicken meines Lebens einen solchen Beweis davon geben, der mich der ganzen Welt als ein Muster zeigen soll, wo nicht von unerhörter Güte, doch wenigstens von unerhörtem Bidersinn und reinem Herzen. Laßt mir gleich einen Notar kommen, der mir mein Testament von neuem aufsetzt. Ich will Leonorens Witwenschatz verdoppeln, und will sie bitten, nach meinem Tode, der nicht mehr fern seyn kann, sich zu entschliessen (und der Entschluß wird ihr keine grosse Ueberwindung kosten), dem Jünglinge ihre Hand zu geben, dem die grauen Haare eines durch ihn unglücklich gewordenen Greises nie etwas zu Leide gethan haben. Dann wird sie überzeugt werden, daß ich im Tode, wie im Leben, mich nur bestrebte, sie glücklich zu machen. Möge sie es werden, in den Armen desjenigen, der ihr so lieb seyn muß! Der Ueberrest meines Vermögens soll zu milden Stiftungen verwandt werden, und Euch selbst, meine Freunde, will ich eine Summe aussetzen, die hinreichend ist, Euch auf eure übrige Lebenszeit zu versorgen. Eilet nur, den Notarius hohlen zu lassen. Der Schmerz beklemmt mich so sehr, daß ich mein Ende nahe fühle."

Bey diesen Worten überfiel ihn eine schwere Ohnmacht, und er sank so dicht an Leonoren hin, daß ihre Wangen einander berührten, und den Aeltern in ihrer geliebten Tochter und in ihrem guten Schwiegersohn ein rührendes Trauerspiel darstellten. Die gottlose Dueña wartete die Verweise nicht ab, die ihr von den Aeltern ihrer Frau bevorstanden, sondern sie eilte hinaus, und erzählte dem Loaysa alles, was vorgefallen war, und rieth ihm, sich eiligst aus dem Hause zu entfernen; sie wollte ihm durch den Neger von allem Nachricht geben lassen, was ferner vorfiele. Loaysa erstaunte über die Neuigkeit; er folgte dem Rath der Dueña, zog seinen Bettlerkittel wieder an, und ging hin, seinen Freunden von dem sonderbaren und unerhörten Ausgange seines Liebeshandels Nachricht zu geben.

Leonorens Aeltern sandten nach einem Notarius, und brachten unterdessen ihre Tochter und ihren Schwiegersohn wieder zu sich, welche sich eben von ihrer Ohnmacht erhohlten, wie der Notarius ankam. Carrizales machte sein Testament, wie er gesagt hatte. Er erwähnte nichts von der Vergehung seiner Frau, sondern sagte nur, daß er sie

aus guten Ursachen bäte, nach seinem Tode den Jüngling zu heirathen, den er ihr unter vier Augen genannt habe.“

Wie Leonore dieß hörte, warf sie sich ihrem Gemahl aufs neue zu Füssen, und sagte mit pochendem Herzen: „Gott lasse Dich noch lange Jahre leben, mein Herr und theurer Gemahl! Ich kann zwar nicht fordern, daß Du meinen Worten glaubest; doch kann ich Dir sagen, daß ich Dich nicht weiter, als in Gedanken beleidigt habe.“

Sie wollte eben fortfahren, ihm den ganzen Verlauf der Sache umständlich zu erzählen; allein die Zunge versagte ihr, und sie sank von neuem in Ohnmacht. Der gerührte Greis umarmte sie; ihre Aeltern fielen ihr um den Hals, und ihre bittern Thränen machten selbst dem Notar nasse Augen. Carrizales versorgte in seinem Testament alle Mägde in seinem Hause; gab den Sclavinnen und dem Neger die Freyheit, und vermachte der nichtswürdigen Mari-Alonso nichts, als ihren Lohn. Der Schmerz überwältigte ihn dermassen, daß man ihn am siebenten Tage zu Grabe trug.

Jetzt war Leonore eine betrübte und reiche Witwe. Wie aber Loaysa hoffte, daß sie den Punct erfüllen sollte, den (wie er wußte) ihr Mann ihr in seinem Testament empfohlen hatte, mußte er sehen, daß sie eine Woche nach seinem Tode in einem der strengsten Klöster eine Nonne ward. Vor Scham und Verdruß darüber ging er nach Indien.

Leonorens Aeltern waren sehr betrübt; doch tröstete sie das Vermächtniß ihres Schwiegersohns. Die Mädchen fanden gleichfalls ihren Trost in ihrer Versorgung, und die Sclavinnen und der Neger in der Erlangung ihrer Freyheit. Die schändliche Dueña hatte den Verdruß, sich arm, und in ihren sträflichen Erwartungen getäuscht zu sehen.

Was uns betrifft, so sehnen wir uns nach dem Ende dieser Erzählung; aus welcher man lernen kann, wie wenig man sich auf Schlösser und Riegel verlassen darf, wenn man der Neigung des Herzens kein Schloß anlegen kann; und daß man der Jugend nicht trauen soll, zumahl wenn sie dem Ohrenblasen verschmitzter Dueñas in schwarzen Kutten und langen weissen Schleyern ausgesetzt ist.

Es wundert uns bey dem allen, warum Leonore sich nicht nachdrücklicher entschuldigte, und ihren eifersüchtigen Gemahl von ihrer Unschuld und unverletzten Treue überführte. Doch die Verwirrung band ihr die Zunge, und ihr Mann starb auch so schnell, daß er sich nicht einmahl Zeit nahm, ihre Entschuldigung anzuhören.

VIII.

Die adelige Dienstmagd.

In der trefflichen und berühmten Stadt Burgos wohnten vor einigen Jahren zwey reiche und vornehme Edelleute. Der eine hieß Don Diego de Carriazo, der andere Don Juan de Avendaño. Don Diego hatte einen Sohn, der den Nahmen seines Vaters führte, und Don Juan nannte seinen Sohn Don Thomas de Avendaño. Um lange Nahmen zu vermeiden, wollen wir diese beyden jungen Cavaliere, welche in dieser Erzählung die Hauptrollen spielen, kurzweg Carriazo und Avendaño nennen. Carriazo zählte noch nicht über dreyzehn Jahre, wie ihn, nicht etwan die strenge Behandlung seiner Aeltern, sondern der blosse Hang zu einem ausgelasse-

nen Leben bewog, die Fesseln der väterlichen Zucht (wie junge Wüstlinge zu sagen pflegen) abzuschütteln, das Haus seiner Aeltern zu verlassen, und das Weite zu suchen; weil er so vielen Geschmack an einer zügellosen Lebensart fand, daß er mitten unter den tausend Unbequemlichkeiten und Beschwerden, welche sie begleiten, den Ueberfluß nicht vermißte, in welchem er bey seinen Aeltern gelebt hatte. Die Fußreisen ermüdeten ihn nicht; die Kälte fühlte er nicht; und die Hitze ward ihm nicht beschwerlich. Jede Jahreszeit war für ihn ein angenehmer Frühling. Er schlief auf einem Bündel Stroh so sanft, wie auf Eiderdaun, und kroch eben so behaglich unter einen Heuschober in einer armseligen Herberge, als in ein Bett mit den feinsten holländischen Betttüchern. Mit einem Worte, er ward ein so vollkommener Landstreicher, daß er dem berühmten Alfarache Vorlesungen darüber hätte halten können.

In drey Jahren sah er das väterliche Haus nicht wieder, und übte sich in der Zwischenzeit in Madrid, in den Wirthshäusern um Toledo, und in den Casematten von Sevilla in allen möglichen Spielen liederlicher junger Gesellen. Doch mitten in diesem kümmerlichen und mühseligen Le-

ben zeigte Carriazo sich immer als ein Jüngling von edler Abkunft, dessen gute Erziehung jeden Augenblick aus seinen Handlungen hervorleuchtete; denn er war edelmüthig und leutselig gegen seine Cameraden; er besuchte nur selten die Zellen des Weingotts, und obwohl er sich den Wein nicht gänzlich versagte, so trank er doch so mässig, daß er nie den Schlämmern ähnlich ward, denen das Uebermaß des Getränks die Wangen mit Braunroth überzieht, als wären sie mit Mennig und Zinnober übermahlt. Mit einem Worte, Carriazo zeigte der Welt einen gutmüthigen, reinlichen, manierlichen Lotterbuben, der zugleich einen mehr, als mittelmässigen Verstand blicken ließ. Er ging durch alle Schulen des liederlichen Lebens, bis er bey den Thunnfischern von Zahara die Meisterschaft erlangte, weil dort die Liederlichkeit ihren höchsten Grad erreicht. O Ihr schmutzigen, schmierigen Küchenjungen; Ihr verstellten Bettler; Ihr Scheinkrüppel, und Ihr Beutelschneider vom Zocodover in Toledo und vom grossen Markt in Madrid! Ihr großmäuligen Marktschreyer; Ihr Marktläufer von Sevilla, samt allem übrigen liederlichen Gesindel, und dem ganzen Schwarm derer, die unter dem Nahmen der Landstreicher be-

griffen sind! Streicht die Segel; zieht die Hörner ein, und nennt Euch nicht eher Erzlandstreicher, bis Ihr ein Par Mahl euren Cursum academicum bey den Thunnfischern gemacht habt. Dort seht Ihr die höchste Anstrengung des Fleisses in Verbindung mit dem sorglosesten Schlaraffenleben. Dort findet Ihr Schmutz neben Reinlichkeit, und nagenden Hunger neben vollen Wangen und überflüssiger Sättigung. Dort wandelt das Laster ohne Larve. Dort giebt es beständig Spiele; alle Augenblicke Händel; nicht selten Mord und Todtschlag; Neckereyen bey jedem Schritte; Tänze, wie auf Hochzeiten; Seguidillen wie gedruckt; schwülstige Romane und gedankenlose Verse. Hier wird gesungen, dort gelästert; hier gezankt, dort gespielt, und allenthalben gestohlen. Hier herrscht zügellose Freyheit bey der sauersten Arbeit. Hier suchen manche vornehme Aeltern ihre Kinder, oder lassen sie suchen, und finden sie; ja, so ungern verlassen sie diese wüste Lebensart, daß sie meynen, man führe sie zum Tode, wenn man sie davon zurück bringen will. Aber alle die Süssigkeiten, die wir beschrieben haben, führen einen bittern Kelch bey sich, der sie vergällt. Man ist nähmlich des Nachts nicht einen Augenblick sicher, daß man nicht

plötzlich von Zahara nach der Barbarey versetzt wird. Deswegen begiebt man sich gegen Abend nach einigen Thürmen, die an der Seeküste stehen, und stellt Patrullen und Schildwachten aus, auf deren Augen man sich verläßt, um die seinigen ruhig schliessen zu können. Und dennoch hat es sich wohl zugetragen, daß Schildwachten und Patrullen, Fischer und Gesellen, Bote und Netze, und jedermann, der dazu gehörte, sich des Abends in Spanien und am andern Morgen in Tetuan befunden haben. Die Furcht vor dergleichen Unfällen konnte jedoch unsern Carriazo nicht abhalten, drey Sommer hier zuzubringen, und sich's wohl seyn zu lassen. Den dritten Sommer war ihm das Glück so günstig, daß er siebenhundert Realen im Spiel gewann. Diese beschloß er anzuwenden, um sich zu kleiden, und nach Burgos zu gehen, um sich einmahl seiner Mutter zu zeigen, die um seinetwillen schon viele Thränen vergossen hatte. Er nahm Abschied von seinen Freunden, deren er viele hatte, mit denen er sehr vertraulich lebte; und er versprach ihnen, im folgenden Sommer wieder zu kommen, wenn ihn nicht Krankheit, oder Tod verhinderten. Sein Herz blieb bey ihnen, und seine ganze Seele hing an diesen öden Sand-

küsten, die ihm lieblicher schienen, als die ewiggrünen Auen der elysischen Gefilde. Weil ihm die Fußreisen nichts Ungewohntes waren, so band er ein Par Binsenlatschen unter die Füsse, machte sich auf den Weg nach Valladolid, und sang unterwegs:

die Gänse gehen barfuß
und brauchen keine Schuh'.

Vierzehn Tage blieb er daselbst, um sein Gesicht aus kupferbraun wieder weiß zu bleichen, den Staub und Schmutz der Landstreicher abzuschütteln, und sich wieder einem Cavalier ähnlich zu stellen. Er beschickte das alles so gut, als es sich mit fünfhundert Realen bestreiten ließ, die er mit nach Valladolid brachte, und wovon er noch hundert zur Reise zurücklegte, um vor seinen Aeltern mit Anstand zu erscheinen. Sie empfingen ihn mit vieler Freude, und alle ihre Freunde und Verwandten kamen, ihnen Glück zu der Wiederkehr ihres Sohnes Don Diego zu wünschen. Wir wollen hier beyläufig anmerken, daß Carriazo auf seinen Streifzügen seinen Nahmen veränderte, und sich von denen, die ihn nicht kannten, Urdiales nennen ließ.

Unter denen, welche den neuen Ankömmling besuchten, war auch Don Juan de Avendaño mit seinem Sohne Don Thomas, mit welchem Carriazo ein enges Freundschaftsbündniß schloß, indem sie beyde von gleichem Alter waren. Carriazo erzählte seinen Aeltern tausend erdichtete Herrlichkeiten von allem, was ihm während seiner Abwesenheit begegnet wäre. Von der Almadrava *) war aber mit keiner Sylbe die Rede, obgleich sie ihm beständig im Herzen und im Sinne lag; besonders wie die Zeit herannahete, um welche er seinen Freunden versprochen hatte, wieder zu kommen. Weder die Jagd, mit welcher ihm sein Vater die Zeit zu vertreiben suchte, noch die vielen angenehmen Gesellschaften, die man in Burgos findet, machten ihm Vergnügen. Jeder Zeitvertreib war ihm zuwider, und vor den ausgesuchtesten Lustbarkeiten, womit man ihn zu unterhalten suchte, behielt bey ihm die Almadrava den Vorzug. Sein Freund Avendaño, der ihn oft traurig

---

*) Die Thunnfischerey mit allen ihren Anstalten und Feyerlichkeiten heißt in Spanien el Almadrava, so wie sie in Languedoc und Provence la Madrague genannt wird.

und schwermüthig fand, fragte ihn einst im Vertrauen nach der Ursache seiner Betrübniß, und versprach ihm, ihr abzuhelfen, wenn es ihm möglich wäre, und selbst im Fall der Noth, ihm mit seinem Blute beyzustehen. Carriazo wollte nicht gern den Geheimnißvollen gegen ihn spielen, um nicht seiner vertrauten Freundschaft zuwider zu handeln. Er schilderte ihm demnach die ganze Lebensart der Fischertruppe, und bekannte ihm, daß seine Traurigkeit ihren Grund lediglich in dem Wunsche hätte, dahin zurück zu kehren. Er mahlte ihm alles so angenehm vor, daß Avendaño seinen Geschmack mehr lobte, als tadelte; und am Ende der Unterredung wußte Carriazo die Neugier seines Freundes so rege zu machen, daß er selbst Lust bekam, dieses glückselige Leben einen Sommer mit zu genießen; worüber sich Carriazo sehr freute, weil er glaubte, seine niedrige Neigung durch einen solchen Mitgesellen geadelt zu sehen. Sie berathschlagten sich hierauf, wie sie das nöthige Geld zu ihrem Vorhaben auftreiben wollten, und das Beste schien ihnen zu seyn, daß Avendaño über zwey Monate wieder nach Salamanca ginge, wo er schon drey Jahre die griechische und lateinische Sprache studiert hatte. Sein Vater sah es gern,

daß er seine Studien weiter fortsetzte, und sich diejenige Hauptwissenschaft wählte, welcher er sich am liebsten widmen wollte. An dem Gelde, welches ihm sein Vater dazu aussetzte, glaubten sie genug zu haben, um ihren Vorsatz auszuführen. Carriazo sagte zu seinem Vater, er wünschte mit Avendaño nach Salamanca auf die Universität zu gehen, und auch dieser ließ sich den Vorschlag gern gefallen. Er nahm Abrede mit dem Vater des Avendaño, daß ihre Söhne in Salamanca zusammen in einem Hause wohnen, und auf einen solchen Fuß leben sollten, wie es sich für Söhne solcher Aeltern schickte. Wie die Zeit der Abreise kam, versahen sie ihre Kinder mit dem nöthigen Gelde, und gaben ihnen einen Aufseher mit, der den Hofmeister bey ihnen vorstellen sollte, und zwar ein guter ehrlicher Mann war, aber eben nicht viel Kopf hatte. Die Aeltern gaben ihren Söhnen manche väterliche Ermahnung mit auf den Weg, wie sie sich aufführen, und wie sie ihre Zeit anwenden sollten, um die besten Fortschritte in den guten Sitten und in den Wissenschaften zu machen, und die Früchte zu ernten, welche ein jeder fleissiger Jüngling, und welche besonders junge Leute von Stande, sich bey ihren Arbeiten und Nacht-

wachen zum Ziele vorsetzen sollen. Die Jünglinge machten demüthige und gehorsame Gesichter; die Aeltern weinten; ein jeder gab ihnen seine Segenswünsche mit auf den Weg, und sie ritten auf ihren eigenen Maulthieren davon, in Begleitung zweyer Bedienten, und ihres Aufsehers, der sich den Bart hatte wachsen lassen, um sich die Würde zu geben, die seinem neuen Amte angemessen war. Wie sie in Valladolid ankamen, sagten sie ihrem Aufseher, sie wünschten ein Par Tage da zu bleiben, und die Stadt zu besehen, weil sie noch nie da gewesen wären. Der Aufseher machte viele ernstliche Einwendungen gegen ihre Lust zum Zaudern, und sagte, junge Leute, die solche Eile hätten, ihre Studien anzufangen, müßten ihre Zeit nicht mit Kleinigkeiten verlieren, und zumahl zwey ganze Tage; er würde sich ein Gewissen daraus machen, ihnen auch nur einen Augenblick Aufenthalt zu verstatten, und sie müßten gleich abreisen, oder er würde Strenge gebrauchen. So weit ging aber auch nur die Kunst des Herrn Hofmeisters, oder Hausverwalters (wie man ihn nennen will.) Die jungen Herren, die schon ihre Ernte gemacht hatten, (denn sie hatten ihrem Aufseher schon die vierhundert Goldgülden entwandt, die er bey sich führte,) gaben

ihm gute Worte, sie wenigstens einen Tag dort zu lassen, weil sie wünschten, den Brunnen von Argales zu besuchen, von welchem man bereits angefangen hatte, eine prächtige Wasserleitung nach der Stadt zu führen. Er ließ es sich endlich, wiewohl nicht ohne Widerwillen, gefallen; denn er hätte lieber die Abendmahlzeit in Valladolid erspart, und sie in Valdeastillas gehalten, um hernach aus den achtzehn Meilen von dort, lieber als aus den zwey und zwanzig von Valladolid bis Salamanca, zwey Tagereisen zu machen. Aber ein anders denkt der Braune, und ein anders wer ihn sattelt; und so fiel es auch hier ganz anders aus, als er dachte. Die jungen Herren ritten, von einem einzigen Diener begleitet, auf zwey schönen zugerittenen Maulthieren nach dem Brunnen von Argales, der sowohl wegen seines Alterthums, als wegen seines Wassers berühmt ist, Trotz dem von Caño Dorado und von der ehrwürdigen Priorinn — mit allem Respect vor Leganitos und vor dem vortrefflichsten aller Brunnen in Castilien, vor welchem selbst Corpa und die Pizarra in la Mancha weichen müssen. Sie kamen in Argales an, und wie der Diener meynte, Avendaño langte aus seinem Reisesäckchen ein Geschirr

zum Trinken hervor, so war es ein versiegelter Brief, den er ihm befahl, sogleich an seinen Aufseher in der Stadt zu bestellen, und ihn dann am Thor del Campo zu erwarten. Der Diener gehorchte, nahm den Brief, und ritt damit nach der Stadt. Unterdessen machten die beyden jungen Herren linksum; schliefen noch dieselbe Nacht in Mojados, zwey Tage darauf in Madrid, und vier Tage nachher verkauften sie ihre Maulthiere auf öffentlichem Markte, wo sie jemand fanden, der nicht nur für den Kaufpreis von sechs Goldgülden für sie gut sagte, sondern ihnen auch das Geld in Gold umsetzte. Sie kleideten sich nach bäurischer Art in kurze Fuhrmannskittel, und in weite Hosen und Camaschen von grauem Tuch. Trödler kauften ihnen früh Morgens ihre Kleider ab, und verkleideten sie ehe es Abend ward, dergestalt, daß ihre leiblichen Mütter sie nicht wieder erkannt hätten. Wie sie sich leicht gemacht, und nach der Absicht und dem Einfall des Avendaño verkleidet hatten, machten sie sich auf den Weg nach Toledo, zu Fuß und ohne Degen; denn auch diese hatte ihnen der Trödler abgekauft, obwohl sie eigentlich nicht in seinen Kram gehörten.

Da sie jetzt munter und vergnügt fortwandeln, so können wir uns unterdessen ein wenig Zeit nehmen, uns nach ihrem Aufseher, oder Hofmeister umzusehen. Wie er den Brief öffnete, den ihm der Diener brachte, fand er Folgendes darin geschrieben:

„Herr Pedro Alonso wird so gütig seyn, sich in Geduld zu fassen, und nach Burgos zurück zu reisen. Er wird unsern Aeltern sagen, daß wir, ihre Söhne, nach reiflicher Erwägung gefunden haben, daß die Waffen den jungen Cavalieren angemessener sind, als die Wissenschaften, und daß wir uns deswegen entschlossen haben, Salamanca mit Brüssel, und Spanien mit den Niederlanden zu vertauschen. Die vierhundert Goldgülden nehmen wir mit. Unsere Maulthiere werden wir suchen, zu verkaufen. Unser adeliger Vorsatz, und die lange Reise, welche wir unternehmen, wird unsern Fehler hinlänglich entschuldigen; den jedoch schwerlich jemand, der nicht ein Schuft ist, einen Fehler nennen wird. Wir reisen diesen Augenblick davon. Wenn wir wiederkommen werden, das weiß der Himmel, welcher über Euch walte, wie er kann, und wie wir, eure unwürdigen Schü-

ler, es Euch wünschen. Gegeben bey dem Brunnen von Argales; mit einem Fuß im Bügel, auf dem Wege nach Flandern.

Carriazo. Avendaño.

Pedro Alonso fiel aus den Wolken, wie er den Brief las. Er lief zu seinem Mantelsack, und wie er ihn ledig fand, zweifelte er nicht länger an der Wahrheit des Briefes, und eilte auf dem Maulesel, der ihm übrig geblieben war, nach Burgos, um seiner Herrschaft aufs schleunigste Nachricht zu bringen, damit sie ihren Söhnen könnten nachsetzen lassen. Von den weitern Umständen sagt uns jedoch der Verfasser dieser Geschichte nichts; sondern so bald er den ehrlichen Pedro Alonso zu Pferde gesetzt hat, fährt er fort, zu erzählen, was sich mit Avendaño und Carriazo zugetragen habe, wie sie in Illescas ankamen, und sagt:

Indem sie in das Thor hinein gingen, trafen sie zwey Maulthiertreiber an, dem Ansehen nach Andalusier, in weiten leinenen Hosen, geschlitzten Wämsern von Canefaß, Colletten von Elendsleder, Dolchen mit Griffen von Hirschhorn, und Degen ohne Koppeln. Der eine (wie es schien)

kam von Sevilla, und der andere ging dahin. Dieser sagte zu dem andern: „Wenn meine Herren nicht so weit voraus wären, so verweilte ich noch ein wenig, um Dich tausend Sachen zu fragen, die ich gern wissen möchte; denn Du verwunderst mich mit deiner Erzählung, daß der Graf den Alonso Genis und Ribera hat aufknüpfen lassen, ohne ihnen Appellation zu verstatten."

„Ja, Gott verzeih's ihm! (sprach der Sevilier). Der Graf spielte ihnen einen verdammten Querstrich, und zog sie unter seine Gerichtsbarkeit, mit Hack und mit Mack, weil sie Soldaten wären, und ließ sie sich vom Justizhof nicht wieder abdispetieren. Hör', Junge, dieser Graf Puñonrostro hat den Teufel im Leibe und paßt uns, wie die Faust aufs Auge *). In Sevilla und auf zehn Meilen in

---

*) Puño heißt im Spanischen die Faust, und Rostro das Gesicht. Cervantes läßt seinen Maulthiertreiber auf den Nahmen des Grafen Puñonrostro ein Wortspiel machen, welches zwar nicht völlig so lautet, wie wir es gegeben haben. Im Deutschen scheint uns aber die Faust aufs Auge besser zu passen, als die Finger der Faust in die Seele (el nos mete los dedos de su puño en el alma.)

die Runde läßt sich jetzt kein Schnapphahn sehen, und kein Beutelschneider kann in der ganzen Gegend ausdauern. Alle fürchten ihn, wie das Feuer. Aber man sagt, er wird seine Stelle bald niederlegen; weil er's müde ist, sich alle Augenblick mit den Herren vom Justizhof zu zanken."

„Gott segne die guten Herren! (sprach der andere). Sie sind wahre Väter der Unterdrückten, und Stützen der Unglücklichen. Wie mancher arme Teufel muß schaukeln, bloß wegen der Strenge eines unumschränkten Richters, oder wegen eines übel berichteten, oder leidenschaftlichen Corregidors! Viele Augen sehen mehr, als zwey, und das Gift der Ungerechtigkeit kann sich nicht so schnell in vielen Herzen verbreiten, als in einem."

„Du sprichst wie auf der Kanzel (sprach der von Sevilla). Aber so, wie Du die Sachen zusammen reihest, wirst Du so bald noch nicht fertig, und ich habe nicht lange Zeit zu warten. Heut' Abend rath' ich Dir, nicht in deine gewöhnliche Herberge einzukehren, sondern bey dem Sevillaner; denn dort wirst Du die hübscheste Dienstmagd finden, die man sich denken kann. Die Mari-

nilla in der Tejada ist ein Aschenbrödel gegen sie. Ich brauche Dir nur zu sagen, daß der Sohn des Corregidors, wie die Rede geht, in sie verliebt ist. Einer von meinen Herren, die dort reiten, schwört, wenn er nach Andalusien zurück kehrt, will er zwey Monat in Toledo bleiben, und in derselben Herberge wohnen, um sich nur recht satt an ihr sehen zu können. Zum Wahrzeichen gab ich ihr einmahl ein Kniffchen, und bekam eine vollwichtige Maulschelle von ihr wieder. Sie ist so hart, wie ein Marmor, so scheu, wie eine Sayagueserinn, und so protzig, wie eine Nessel. Aber dabey hat sie ein Gesichtchen, wie Ostern und Neujahr. Die eine Wange ist wie die Sonne, die andere wie der Mond, die eine wie Rosen, die andere wie Nelken, und alle beyde mit Lilien und Jasmin vermischt. Genug, wenn Du sie siehst, so wirst Du finden, daß ich Dir noch nichts gesagt habe, gegen das, was man von ihrer Schönheit sagen könnte. Ich gäb' ihr gern meine beyden grauen Mauleselinnen, die Du kennst, zum Mahlschatz, wenn ich sie zur Frau bekommen könnte; aber man wird sie mir nicht geben. Sie ist ein Kleinod für einen Erzpriester, oder für einen Grafen, und ich sage Dir noch einmahl, Du wirst's mit deinen Au-

gen sehen; und damit Gott empfohlen! ich muß weiter."

Hier schieden die beyden Treiber von einander, und die zwey Freunde, die ihnen zugehört hatten, standen wie versteinert; besonders Avendaño, bey welchem die Beschreibung des schönen Dienstmädchens eine unüberwindliche Neugier, sie selbst zu sehen, erregte. Carriazo ward zwar auch neugierig; allein ihn verlangte so sehr nach der Almadrava, daß weder die Neugier, die ägyptischen Pyramiden, noch irgend ein anderes von den sieben Weltwundern, oder alle sieben zusammen zu sehen, ihn davon hätte zurück halten können. Auf dem ganzen Wege bis nach Toledo unterhielten sich Carriazo und Avendaño von den Reden der Maulthierjungen, und von den Geberden und Manieren, womit sie solche vorgebracht hatten. Carriazo, der schon mehrmahl in Toledo gewesen war, diente seinem Freunde zum Wegweiser, und führte ihn durch die Strasse Sangre de Christo nach dem Gasthofe des Sevillaners. Sie getrauten sich jedoch nicht, Quartier daselbst zu fordern, weil sie fürchteten, daß man sie in ihrem Aufzuge abweisen würde. Es war schon dunkel, und

Carriazo trieb seinen Freund an, sich nach einem andern Nachtlager umzusehen; allein er konnte ihn nicht von der Thüre des Sevillaners wegbringen, wo er immer wartete, in der Hoffnung, die schöne Dienstmagd zu erblicken. Die Nacht brach an, und das Mädchen ließ sich noch nicht sehen. Carriazo ereiferte sich, und Avendaño kehrte sich an nichts. Um seine Absicht zu erreichen, ging er endlich in die Halle hinein, unter dem Vorwande, sich nach einigen Cavalieren von Burgos, die nach Sevilla reiseten, zu erkundigen. Er war kaum hineingetreten, als aus einem Zimmer ein Mädchen von ungefähr funfzehn Jahren, in bäurischer Kleidung, mit einem brennenden Licht in der Hand, heraus kam. Avendaño's Blicke verweilten nicht auf dem Anzuge des Mädchens, sondern auf ihren Gesichtszügen, die ihm nicht anders schienen, als ein Engelsbild, von Raphaels Pinsel geschildert. Er ward von ihrer Schönheit so betroffen, daß er vor Verwirrung nicht im Stande war, eine Frage an sie zu thun.

„Was begehrt Ihr, guter Freund? (fragte sie selbst ihn endlich). Dient Ihr vielleicht bey einem der Herren, die hier eingekehrt sind?“

„Ich bin keines Menschen Diener, als der Eurige," antwortete Avendaño ganz bestürzt und verlegen.

Verwundert über seine Antwort, erwiederte sie: „Geht mit Gott, guter Freund, wir armen Dienstmädchen haben keine Diener nöthig." Sie rief indeß ihren Herrn, damit er den Burschen fragte, was er wollte. Der Hausherr kam, und erkundigte sich, was er verlangte. Er antwortete: einige Cavaliere aus Burgos, von welchen der eine sein Herr wäre, befänden sich auf der Reise nach Sevilla. Sein Herr hätte ihn, Geschäfte halber, über Alcalà de Henares vorausgesandt, und ihm befohlen, zu Toledo im Gasthofe des Sevillaners seine Ankunft zu erwarten, wo er willens wäre, einzukehren, und er erwartete ihn diesen Abend, oder spätestens am folgenden Tage. Avendaño wußte seine Lüge so wahrscheinlich vorzubringen, daß der Wirth sie glaubte, und ihm sagte: „bleibt nur hier, guter Freund, und wartet auf euren Herrn, bis er kommt."

„Schönen Dank, Herr Wirth! (sprach Avendaño). Laßt mir nur ein Zimmer anweisen, für

mich und für einen Freund, der mich an der Thüre erwartet. Wir haben Geld bey uns, und können bezahlen, so gut wie andere."

„In Gottes Nahmen! (sprach der Wirth). Costanzica! (sprach er zu dem Mädchen), sage der Arguello, sie soll diesen jungen Leuten das Eckzimmer anweisen, und soll ihnen reine Betttücher auflegen lassen."

„Sehr wohl," erwiederte Costanza (so hieß das schöne Mädchen). Sie verneigte sich gegen ihren Herrn, und verschwand. So verschwindet die untergehende Sonne dem Wanderer, und läßt seine Augen in dunkele Nacht gehüllt; und kaum fand Avendaño den Weg zu seinem Freunde Carriazo, dem er erzählte, was er gesehen, und welche Anstalten er getroffen hätte. Dieser merkte aus allen Umständen, daß sein Freund von dem Strahl der Liebe entzündet war; doch wollte er ihm eher nichts darüber sagen, bis er gesehen hätte, ob Costanzens Schönheit die übertriebenen Lobsprüche, womit er sie bis an den Himmel erhob, verdiente, oder nicht. Sie gingen in das Wirthshaus, und die Arguello, ein Frauenzimmer von

ungefähr fünf und vierzig Jahren, welche die Aufsicht über die Zimmer und Betten hatte, führte sie in eine Kammer, die weder für vornehme, noch für gemeine Leute, sondern für Personen vom Mittelstande, eingerichtet war. Sie forderten etwas zum Nachtessen. Die Arguello antwortete aber, daß man dort im Hause die Gäste nicht speisete, sondern nur dasjenige, was sie selbst mitbrächten, oder kauften, für sie zubereitete. Es wären aber gute Wirthshäuser und Garküchen in der Nähe, wo sie nach ihrem Belieben zu essen bekommen könnten.

Sie liessen sich den Rath der Arguello gefallen, und wanderten nach einer Garküche, wo Carriazo sich schmecken ließ, was man ihm vorsetzte, und Avendaño das, was er mitbrachte, nähmlich seine verliebten Grillen. Carriazo wunderte sich, daß sein Freund so wenig genoß. Um seine Gedanken auszuforschen, sagte er zu ihm, wie sie zurück gingen: „Wir werden morgen zeitig aufstehen müssen, damit wir in Orgaz ankommen, ehe der Tag heiß wird.“

„Das kümmert mich nicht (sprach Avendaño). Ich denke diese Stadt nicht eher zu ver-

lassen, bis ich das Sacrarium, die Wasserkunst des Juanelo, die schönen Aussichten von Sanct Augustin, die königlichen Gärten, die Spaziergänge am Flusse, und alles sehenswürdige in Augenschein genommen habe."

„Auch gut! (sprach Carriazo). Das läßt sich alles in zwey Tagen besehen."

„Ich werde mir aber mehr Zeit nehmen (sprach Avendaño). Wir reisen ja nicht nach Rom, um Pfründen zu hohlen."

„Tarara! (rief Carriazo). Ich will mich hängen lassen, Freund, wenn Du nicht mehr Lust hast, in Toledo zu bleiben, als unsere angefangene Wallfahrt fortzusetzen."

„Du irrst Dich nicht (erwiederte Avendaño). Es ist mir so wenig möglich, dem Anblick dieses reizenden Mädchens zu entsagen, als es möglich ist, ohne gute Werke in den Himmel zu kommen."

„Treffliche Hyperbel! (rief Carriazo). Ein rühmlicher Entschluß für ein edles Herz, wie das

Deinige! Es schickt sich ungemein für Don Thomas de Avendaño, den Sohn eines Don Juan de Avendaño; einen Cavalier, Trotz dem besten; reich bis zum Ueberfluß; jung und artig zum Bezaubern; vernünftig bis zur Bewunderung; daß er sich bis zum Sterben verliebt, in einen Aschenbrödel im Gasthofe des Sevillaners."

„Eben so wunderbar scheint es mir (erwiederte Avendaño), wenn Don Diego de Carriazo; der Sohn eines Ritters von Alcantara; sein einziger Erbe; nicht weniger geziert mit Reizen des Körpers, als mit Vorzügen des Geistes, mit allen diesen vortrefflichen Eigenschaften verliebt wird — in wen? etwan in eine Königinn Ginebra? Nein, wahrhaftig nicht; sondern in die Almadrava von Zahara; in meinen Augen ein häßlicheres Scheusal, als je den heiligen Anton geneckt hat."

„Wir sind quitt, Freund, (sprach Carriazo). Du hast mich mit meinen eigenen Waffen geschlagen; laß uns den Streit aufgeben, und zur Ruhe gehen. Wenn der Morgen kommt, wollen wir weiter denken."

„Höre, Carriazo; Du hast bisher Costanzen noch nicht gesehen. Wenn Du sie siehst, so will ich Dir hernach erlauben, mir so viele Verweise, oder Zurechtweisungen zu geben, als Du willst.“

„Ich merke schon (sprach Carriazo) wo das alles hinaus will.“

„Und wohin denn?“

„Daß ich nach meiner Almadrava wandere, und daß Du bey deinem Mädchen bleibst.“

„So gut wird mir's nicht werden,“ versetzte Avendaño.

„Und ich bin nicht so närrisch (sprach Carriazo), daß ich deinem verkehrten Geschmack zu Gefallen, den meinigen aufgeben sollte.“

Unter diesem Gespräch kamen sie in den Gasthof zurück, und verschwatzten mit ähnlichen Dingen noch einen guten Theil der Nacht. Wie sie sich niedergelegt, und nach ihrem Bedünken ungefähr eine

Stunde geschlafen hatten, wurden sie durch den Schall vieler blasenden Instrumente geweckt, die sich auf der Strasse hören liessen. Sie richteten sich auf im Bett, und hörten zu. „Ich glaube gar, es ist schon Tag (sprach Carriazo), und es ist irgend ein Feyertag im Kloster unserer Frau del Carmen, das hier nahe bey liegt, und daß man deswegen Musik macht.“

„Das kann nicht seyn (antwortete Avendaño). Wir haben noch nicht so lange geschlafen, daß es schon tagen könnte.“

Indem klopfte jemand an ihre Thür, und rief ihnen zu: „Wollt Ihr eine hübsche Musik hören, Cameraden, so steht auf, und geht an das Gitter im Zimmer, das vorn nach der Strasse geht; es wohnt niemand darin.“

Sie standen gleich beyde auf, und wie sie die Thür öffneten, fanden sie niemand, und wußten also nicht, wer ihnen die Nachricht gegeben hätte. Weil sie aber den Klang einer Harfe hörten, so zweifelten sie nicht, daß es ein Ständchen gölte, und gingen im Hemde in das Zimmer, wo schon

drey, oder vier Gäste, am Gitter standen. Sie fanden einen Platz, und hörten eine angenehme Stimme, die von einer Violine und Harfe begleitet, das folgende Sonnett sang, welches Avendaño tief im Gedächtniß behielt:

Du Holde! deine seltne Demuth hebet
zum höchsten Gipfel deinen Reiz empor,
und in der Grazie, die Dich umschwebet,
eilt die Natur dem Himmel selbst zuvor.
Du redest, lächelst, singest, oder schweigest,
so reisset deine Zaubermacht uns hin;
und ob Du gütig, oder hart Dich zeigest,
gehört Dir jedes Herz und jeder Sinn.
Damit ein jeder deinen Werth erkenne,
so weile nicht in dieser Niedrigkeit;
denn Du verdienst, daß man Dich Göttinn nenne,
Und daß ein jeder, weit und breit,
der Kron' und Zepter trägt, bekenne,
daß er Dir beyde gerne weiht.

Sie brauchten keinen Dolmetscher, der ihnen erklärte, daß das Ständchen Costanzen gebracht ward; denn das gab das Sonnett deutlich genug zu erkennen, welches dem Avendaño dermassen in die Ohren klang, daß er lieber gewünscht hätte, taub gebohren und taub geblieben zu seyn. Denn von diesem Augenblick an fühlte er sein Herz von

dem folternden Schaft der Eifersucht durchbohrt, und was noch schlimmer war, er wußte nicht einmahl, wer der Gegenstand seiner Eifersucht seyn sollte, oder könnte. Doch einer von denen, die mit an dem Gitter standen, zog ihn aus dieser Verlegenheit, indem er sagte: „Der Sohn des Corregidors muß doch einfältig seyn, einem armen Dienstmädchen solche Ständchen zu bringen. Sie ist freylich eins von den wunderschönsten Mädchen, die ich gesehen habe; aber darum sollt' er doch nicht vor allen Leuten so viel Wesens von ihr machen."

Ein anderer, der dabey stand, setzte hinzu: „Man hat mir überdieß für gewiß gesagt, daß sie sich um ihn so wenig bekümmert, als wenn er nicht in der Welt wäre. Ich wette, sie schläft jetzt auf beyden Ohren neben dem Bett ihrer Hausfrau (wo sie ihren Schlafplatz haben soll), und bekümmert sich weder um Musik, noch um Gesang."

„Das ist gewiß (versetzte der andere); denn sie ist das sittsamste Mädchen, das man sich denken kann; und in einem Hause, wo so viel Getümmel herrscht, wo alle Augenblicke neue Gäste einkehren,

und wo es immer aus einem Zimmer ins andere zwischen zu laufen giebt, ist es ein wahres Wunder, daß man von ihr auch nicht das geringste Unanständige hört.“

Diese Reden gaben dem Avendaño wieder neues Leben, so daß er nun ruhig eine Menge anderer hübscher Sachen anhören konnte, die bey dem Klange verschiedener Instrumente abgesungen wurden; alle an Costanzen gerichtet, die indessen (wie der Gast gesagt hatte) ruhig schlief, und sich um nichts bekümmerte. Wie es anfing zu tagen, nahmen die Musikanten mit Schalmeyen Abschied. Avendaño und Carriazo gingen wieder in ihr Zimmer, wo Avendaño den kleinen Rest der abgehenden Nacht ausschlief, so gut er konnte. Wie der Morgen kam, standen sie beyde auf, und waren gleich begierig, Costanzen zu sehen; doch hatte dieser Wunsch bey dem einen blosse Neugier, bey dem andern aber verliebte Sehnsucht zum Grunde. Costanza erfüllte ihre beyderseitige Erwartung, indem sie aus dem Zimmer ihrer Herrschaft herauskam; so reizend, daß sie beyde gestanden, die Lobsprüche des Maulthiertreibers blieben sehr weit hinter der Schönheit des Originals zurück.

Ihr Rock und Mieder waren von grünem Tuch, und der Besatz von derselben Farbe. Ihr Mieder war knapp, und ihre Brust bedeckte nur das Hemd, dessen Faltenkragen am Rande mit schwarzer Seide ausgenäht war. Eine Schnur schwarzer Corallen umgab ihren Hals, der weisser war, als eine Säule des reinsten Alabasters. Sie war gegürtet mit einem Franciscanerstrick, und an ihrem Gürtel hing zur Rechten ein grosses Bund Schlüssel. Sie trug keine Pantoffel, sondern farbige Schuhe mit doppelten Sohlen, und ein kleiner Streif, den ihre Röcke von ihren Strümpfen sehen liessen, zeigte, daß auch diese farbig waren. Ihr Haar war mit einem weissen Bande eingeflochten, und die Zöpfe hingen ihr bis über den Gürtel herab. Die Farbe ihres castanienbraunen Haares schillerte ins Röthliche. Es war so glänzend, und so glatt gekämmt, daß die schönsten goldenen Locken ihm nicht gleich kamen. In den Ohren trug sie ein Par Gehänge von Glasperlen, und ihr Haar diente ihr zum einzigen Hauptschmuck. Wie sie aus dem Zimmer trat, kreuzte sie sich, und verrichtete mit grosser Ehrfurcht ihre Andacht vor einem Bilde der heiligen Jungfrau, das in der Halle hing; und wie sie die beyden Jünglinge gewahr ward, die sie betrach-

teten, eilte sie wieder in das Zimmer, nachdem sie an der Thüre der Arguello gerufen hatte, sie sollte aufstehen. Wir haben schon erzählt, wie Costanzens Schönheit auf Avendaño gewirkt hatte. Wir müssen jetzt auch noch sagen, welchen Eindruck sie auf Carriazo machte. Er fand sie eben so schön, wie sein Freund Avendaño; allein so wenig empfand sein Herz bey ihrer Schönheit, daß er nicht einmahl eine zweyte Nacht in dem Gasthofe zubringen, sondern unverzüglich nach seiner Almadrava eilen wollte.

Auf Costanzens Zuruf kam die Arguello, nebst noch zwey Mägden (Gallizierinnen, wie die Geschichte sagt), zum Vorschein; denn da der Gasthof des Sevillaners einer von den besten in ganz Toledo ist, so macht der häufige Zuspruch von Gästen eine zahlreiche Bedienung nothwendig.

Jetzt kamen auch die Knechte der Gäste, und forderten Futter. Der Wirth kam heraus, um es auszugeben, und fluchte auf seine Mägde, um derentwillen ihm ein Hausknecht aus dem Dienst gegangen wäre, der die Futterkammer sehr treu und ordentlich verwaltet hätte.

„Ey, macht Euch nur keine Mühe, Herr Wirth (sprach Avendaño). Gebt mir nur euer Rechnungenbuch. So lange ich hier bin, will ich Euch über euer Futter und Stroh so ordentliche Rechnung führen, daß Ihr euern Knecht nicht vermissen sollt, der Euch, wie Ihr sagt, verlassen hat.“

„Ich dank' Euch von Herzen, junger Mann (sprach der Wirth). Denn die Wahrheit zu sagen, so hab' ich zu diesen Sachen nicht Zeit, weil ich zuviel andere Dinge ausser dem Hause zu schaffen habe. Kommt mit mir; ich will Euch mein Buch geben. Aber paßt nur diesen Maulthiertreibern gut auf den Dienst. Sie haben den Teufel im Leibe, und schwänzen Euch um eine Metze Hafer, wie nichts.“

Avendaño ging mit ihm, empfing das Buch, und fing an, Metzen Hafer auszutheilen, wie Wasser, und sie so ordentlich anzuschreiben, daß der Wirth, der ihm zusahe, seine Freude daran hatte, und sagte: „Ich wollte wünschen, daß euer Herr gar nicht käme, und daß Ihr Lust hättet, bey mir zu bleiben; Ihr solltet schon eure Rechnung dabey finden. Der Bursch, der mir weggegangen ist, kam

vor acht Monaten hungrig und in Lumpen zu mir ins Haus, und jetzt nimmt er seine zwey Par gute Kleider mit, und geht davon, so rund wie eine Fischotter; denn Ihr müßt wissen, guter Freund, daß hier im Hause ausser dem Lohn auch noch schöne Sporteln abfallen."

„Wenn ich bliebe (sprach Avendaño), so würd' ich nicht auf die Einkünfte sehen; und eine Kleinigkeit würde mir genügen, wenn ich nur in dieser Stadt bleiben könnte, die man mir als die beste in Spanien beschrieben hat."

„Eine von den besten und reichsten im Lande ist sie gewiß, (sprach der Wirth). Aber jetzt fehlt uns noch eine Sache. Mir ist auch noch ein anderer Knecht weggegangen, der mir das Wasser aus dem Flusse zu hohlen pflegte, und mir mit einem tüchtigen Esel, den ich habe, so viel Wasser in meinen Krügen zusammenschleppte, daß mein Haus überfloß. Deswegen bringen auch zum Theil die Mauleseltreiber ihre Herrschaften so gern zu mir, weil sie bey mir immer reichlich Wasser finden, und ihr Vieh im Hause tränken können, ohne es an den Fluß zur Tränke zu reiten."

Dieß hörte Carriazo, und wie er sah, daß Avendaño schon Dienste im Hause genommen hatte, wollte er nicht die Hände in den Schooß legen, zumahl, da er wußte, daß er seinem Freunde damit einen Gefallen thäte, wenn er ihm zur Gesellschaft bliebe. „Nur her mit dem Esel, Herr Wirth! (sprach er). Ich will ihn eben so gut satteln und beladen, wie mein Freund den Hafer abliefert."

„Das wird er (sprach Avendaño). Mein Camerad Lope der Asturier führt Wasser, wie ein Fürst. Ich bin Bürge für ihn."

„Und wer sagt denn gut für Euch, Herr Junker? (fragte die Arguello, die auf dem Umgange alle diese Reden mit angehört hatte). Mich däucht, Ihr solltet Euch lieber selbst einen Bürgen suchen, als für andere gut sagen."

„Schweig, Arguello, (sprach der Wirth), und mische Dich nicht in Dinge, die Dich nicht angehen. Ich stehe für sie beyde; und ich rathe Euch, so lieb Euch euer Leben ist, Euch in keine Händel mit den jungen Knechten im Hause einzulassen;

damit sie mir nicht immer um eurentwillen aus dem Dienst gehen."

„Wie so? (rief eine andere Magd). Bleiben denn die Bursche gar hier im Hause? Bey meiner Treu! wenn ich mit ihnen reisen müßte, möcht' ich ihnen den Zehrkorb nicht anvertrauen."

„Laß deine Possen unterwegs, Gallizierinn, (sprach der Wirth). Scher' Dich an deine Arbeit, und bemenge Dich nicht mit den Knechten, oder ich gärbe Dich, wie Gemsleder."

„Die wären mir auch was Recht's (brummte die Gallizierinn). Seht mir doch die feinen Schätzchen, daß man nach ihnen lüstern würde! Der Herr hat mich gewiß nicht so viel mit den Mannsen tändeln gesehn, daß er so schlecht von mir judenziert! Sie sind wohl selbst dreyhärig genug, und geh'n davon, wenn's ihnen einfällt, ohne daß wir andern ihnen Gelegenheit geben. Schöne Leute, fürwahr! Die haben's auch nöthig, daß man sie erst reizt, ihren Herren den Stuhl vor die Thür zu setzen, wenn sie's sich am wenigsten versehen."

„Halt die Plapperbüchse, Gallizierinn, und geh' an dein Werk," rief der Wirth.

Carriazo hatte unterdessen den Esel schon aufgezäumt; sprang geschwind hinauf, und ritt nach dem Fluß; und machte mit seinem uneigennützigen Entschluß seinem Freunde Avendaño viel Vergnügen.

Da sehen wir nun (zur guten Stunde sey's gesagt!) Avendaño, als Hausknecht unter dem Nahmen Thomas Pedro, und Carriazo, unter dem Nahmen Lope der Asturier, als Wasserträger; zwey Verwandlungen, die sich mit den besten des großnasigen Dichters messen können. Kaum hörte die Arguello, daß die beyden Jünglinge im Hause blieben, so warf sie ihre Augen auf den Asturier, und nahm sich vor, ihn dergestalt zu verpflegen, daß er so sanft würde, wie Goldschlägerhäutchen, wenn er auch ein Herz von Stahl und Marmor hätte. Die spröde Gallizierinn hatte eben solche Absichten auf Avendaño; und da die beyden, als beständige Gesellschafterinnen bey der Arbeit, im Umgange, und im Bett, sehr grosse Freundinnen waren, so theilten sie einander

ihre verliebten Absichten mit, und beschlossen, noch denselben Abend den Anfang zu machen, die Herzen ihrer kaltsinnigen Liebhaber zu bestürmen. Sie nahmen sich vor, es zur ersten Bedingung zu machen, daß sie auf nichts eifersüchtig werden müßten, was sie mit ihren eigenen Personen vornähmen; weil die Mädchen ihre Liebhaber im Hause nur kärglich unterhalten könnten, wenn sie sich die Fremden nicht zinsbar machten. „Schweigt nur, Jungens! (sprachen sie, als ob sie vor ihnen ständen, und schon ihre erklärten Liebhaber wären); schweigt, und drückt ein Auge zu, und laßt den, der's versteht, das Spiel rühren und den Reigen anführen, so sollt Ihr sehen, daß eure Mädel Euch mästen werden, wie die Domherren."

Mit dergleichen Reden verplauderte die Gallizierinn und die Arguello die Zeit. Unterdessen ritt unser guter Asturier Lope über den Hügel del Carmen am Ufer des Flusses, und dachte an seine Almadrava, und an seine plötzliche Standesveränderung. Entweder deswegen, oder weil es sonst das Schicksal so fügte, traf es sich, indem er auf einem schmalen Wege den Hügel hinab ritt, daß ihm ein anderer Wasserführer mit seinem bela-

denen Esel entgegen kam, und weil der Esel des Lope bergab ging, und muthig, wohl bey Leibe, und wenig gebraucht war, so lief er dem andern matten und schwachen Esel, welcher bergan ging, dermassen auf den Leib, daß er stürzte, seine Krüge zerbrach, und alles Wasser verschüttete. Der zünftige Wasserführer ereiferte sich darüber so sehr, daß er den Pfuscher, der noch auf seinem Esel saß, anfiel, und ihm, ehe er herunterspringen und sich vertheidigen konnte, ein Dutzend Prügel auf den Leib gab, die unserm Asturier schwer zu verdauen waren. Er sprang endlich wüthend herab, packte seinen Feind mit beyden Fäusten an die Gurgel, und warf ihn so kräftig zu Boden, daß er ihm den Kopf an einem Stein zerschmetterte, so daß er meynte, er hätte ihn umgebracht, weil das Blut so häufig floß. Eine Menge anderer Wasserführer, die dazu kamen, und ihren Cameraden so zugerichtet sahen, fielen über Lope her, hielten ihn fest, und riefen: „Mord, Gewalt! dieser Eseltreiber hat einen Menschen umgebracht.“ Unter diesem Lärm und Geschrey mißhandelten sie ihn noch dazu mit Faustschlägen und Prügeln. Einige liefen hin zu dem Gefallenen, und fanden, daß ihm der Kopf zerschlagen war, und daß er fast in letzten Zügen lag.

Der Lärm verbreitete sich allmählich bis auf den Gipfel des Hügels, und kam endlich auf dem Platze del Carmen einem Polizeybedienten zu Ohren, der mit zwey Schaarwächtern so schnell, wie der Wind nach dem Wahlplatze eilte, und daselbst ankam, wie man eben den Verwundeten auf seinen Esel gelegt, und sich des Esels des Lope bemächtigt hatte. Lope war von mehr als zwanzig Wasserführern umringt, die ihm nicht Raum liessen, sich zu rühren, und ihm dabey so viele Rippenstösse gaben, daß sein Leben unter den Fäusten und Prügeln dieser Verfechter fremder Händel mehr in Gefahr war, als das Leben des Verwundeten. Der Gerichtsdiener kam, trieb den Schwarm aus einander, gab Lope den beyden Schaarwächtern in Verwahrung, ließ seinen Esel und den andern mit dem Verwundeten vor sich hin treiben, und wanderte mit ihnen nach dem Gefängniß, umgeben von so vielen Menschen und Kindern, daß er kaum durch die Strassen kommen konnte. Ueber dem Lärm kam Thomas Pedro mit seinem Herrn an die Thür, zu sehen, was das Getümmel zu bedeuten hätte, und sie wurden Lope zwischen den Schaarwächtern gewahr, mit blutigem Gesicht und Munde. Der Wirth sah sich um nach seinem Esel,

und erblickte ihn in den Händen eines andern Schaarwächters, der schon dazu gekommen war. Er fragte nach der Ursache der Verhaftung, erfuhr den ganzen Handel, und war besorgt für seinen Esel, den er für verlohren hielt, oder wenigstens befürchtete, daß es ihm, um ihn wieder zu bekommen, nicht weniger kosten würde, als der Esel werth wäre. Thomas Pedro ging seinem Cameraden nach, mit welchem er aber kein Wort sprechen konnte, weil er von einem so grossen Schwarm umgeben war, und weil die Schaarwächter und der Gerichtsdiener ihn sehr strenge bewachten. Doch verließ er ihn nicht eher, bis er sahe, daß man ihn in einen Kerker mit doppelten eisernen Gittern steckte, und den Verwundeten in das Hospital, wo er ihn verbinden sahe, und bemerkte, daß die Wunde sehr gefährlich war; welches auch der Wundarzt bestätigte. Der Gerichtsdiener nahm die beyden Esel mit nach Hause, nebst fünf harten Thalern, welche die Schaarwächter dem Lope abgenommen hatten.

Thomas kam ganz traurig und mißmüthig nach Hause, und fand seinen neuen Herrn nicht weniger kleinlaut. Er gab ihm Nachricht von der

Lage seines Cameraden, von der Lebensgefahr, in welcher sich der Verwundete befände, und was man mit seinem Esel gemacht hätte. Er setzte hinzu, seine Verlegenheit würde noch dadurch vermehrt, daß er von einem vertrauten Freunde seines Herrn, der ihm unterwegs begegnet wäre, vernommen hätte, sein Herr wäre, um schneller fort zu kommen, und um zwey Meilen Weges zu gewinnen, mit dem Bot von Azeca abgegangen, und schliefe diese Nacht schon in Orgaz, und er hätte diesem Freunde zwölf Thaler für ihn mitgegeben, damit er sich ohne Verzug auf den Weg nach Sevilla machte, wo sein Herr ihn erwarten würde. „Aber daraus wird nichts (setzte Thomas hinzu). Ich kann meinen Freund und Cameraden nicht im Gefängniß und in solcher Gefahr verlassen. Mein Herr muß mir's dießmahl nicht übel nehmen, und er ist auch viel zu gutmüthig und zu rechtschaffen, und wird mir's weniger zurechnen, wenn ich es an etwas gegen ihn selbst fehlen lasse, als wenn ich meinen Cameraden im Stich liesse. Thut mir den Gefallen, Herr Wirth, und nehmt dieß Geld, um Euch in seiner Sache damit zu verwenden. Gegen die Zeit, daß Ihr es verbraucht habt, kann ich meinem Herrn von allem Wind geben, und dann

schickt er mir gewiß Geld genug, um uns aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Der Wirth machte grosse Augen, wie er das Geld sah, das ihm den Verlust seines Esels zum Theil ersetzte. Er strich es ein, und sprach zu Thomas, er möchte sich zufrieden geben; denn es fehlte ihm in Toledo nicht an Freunden, die bey der Justiz viel Gewicht hätten; unter welchen besonders eine Nonne wäre, eine Verwandte des Corregidors, die ihn ganz nach ihrer Pfeife tanzen liesse. Die Wäscherinn in ihrem Kloster hätte eine Tochter, die eine vertraute Freundinn der Schwester eines Mönchs wäre, der mit dem Beichtvater dieser Nonne in genauer Bekanntschaft und Freundschaft lebte. Wenn diese Wäscherinn, die auch in seinem Hause wüsche, ihre Tochter bäte, (wie sie gewiß gern thun würde), daß sie mit der Schwester des Mönchs spräche, damit dieser mit dem Beichtvater, und der Beichtvater mit der Nonne sprechen möchte, und die Nonne wollte nur ein Zettelchen an den Corregidor schreiben (welches ja keine grosse Sache wäre), worin sie ihn inständig bäte, dem Lope günstig zu seyn, so hätte man Ursache, sich einen guten Erfolg zu versprechen; doch verstände sich das mit der Bedingung, daß der Wasserführer nicht stürbe, und daß es nicht an Salbe

fehlte, um den gesamten Dienern der Gerechtigkeit die Hände zu schmieren; denn ungeschmiert krischen sie ärger, wie die Ochsenkarren. *).

Thomas fand den Beystand sehr behaglich, den ihm sein Wirth anbot, und die tausend verwikkelten Wendungen und Krümmungen, wodurch er ihn herleitete; und obgleich er wohl merkte, daß er mehr aus Schalkheit, als aus Einfalt schwatzte, so dankte er ihm doch für seinen guten Willen, gab ihm das Geld, und sagte ihm, wenn auch noch weit mehr nöthig wäre, so sollte es daran nicht fehlen; weil er sich, wie er schon gesagt hätte, auf seinen Herrn verlassen könnte.

Die Arguello, die ihren neuen Liebhaber im Käfig wußte, lief geschwind nach dem Gefängniß, um ihm etwas zu essen zu bringen. Man ließ sie aber nicht zu ihm; worüber sie zwar sehr betrübt und verdrießlich davon ging, allein sich deswegen von ihrem guten Vorsatze nicht abwendig machen ließ. Inzwischen besserte es sich mit dem Verwun-

*) Von diesem Gekreisch haben wir schon im Quixote Nachricht gegeben.

deten, so daß er in vierzehn Tagen ausser Gefahr war, und nach drey Wochen erklärte ihn der Wundarzt völlig für gesund. Während dieser Zeit hatte Thomas es so einzurichten gewußt, daß er funfzig Thaler aus Sevilla bekam, die er aus seinem Busen zog, und sie nebst einem untergeschobenen Zettel von seinem Herrn dem Wirth überreichte. Der Wirth, dem an der Aechtheit des Briefwechsels wenig gelegen war, nahm das Geld; und zwar um desto lieber, weil es lauter Gold war. Mit sechs Ducaten ließ sich der Verwundete abkaufen. Lope ward in zehn Ducaten Strafe, nebst dem Verlust des Esels, und Bezahlung aller Unkosten verdammt. Er kam los; allein er hatte keine Lust, wieder zu seinem Cameraden zu gehen, und entschuldigte sich bey ihm damit, daß ihm während seiner Gefangenschaft die Arguello mit ihren Besuchen und Liebeserklärungen so überlästig geworden wäre, daß er sich lieber hängen lassen, als mit einem solchen Weibsbilde zu schaffen haben wollte. „Ich will mir (sprach er) einen Esel kaufen, und will meine angefangene Handthierung fortsetzen, so lange wir hier bleiben. Dieß ist hinreichend, damit man mich nicht unter die Landstreicher rechnet; und eine Ladung Wasser des Tages giebt mir Gelegenheit

genug, in der ganzen Stadt nach Belieben herum zu schlendern, und Närrinnen anzugaffen."

„Eher findest Du hübsche Mädchen, als Närrinnen in dieser Stadt, die berühmt ist, die verständigsten Weiber in ganz Spanien aufzuweisen, und die nicht minder schön, als vernünftig sind. Betrachte nur die Costanzica, die mit dem Ueberfluß ihrer Schönheit nicht nur alle schönen Weiber in dieser Stadt, sondern in der ganzen Welt reich machen könnte."

„Sachte, Bruder Thomas! (sprach Lope). Geh ein wenig gelinder zu Werk mit deinen Lobsprüchen auf die Jungfer Scheuermagd; wenn Du nicht willst, daß ich Dich für eben so abgöttisch, als närrisch halten soll."

„Scheuermagd nennst Du sie, Lope? (erwiederte Thomas) Gott verzeihe Dir, und zeige Dir deinen Irrthum!"

„Ist sie's denn etwan nicht?" fragte Lope.

„Ich soll sie noch den ersten Teller scheuern sehen," antwortete Thomas.

„Daran liegt wenig, ob Du sie den ersten Teller aufwaschen siehst, oder den zweyten, oder den hundertsten."

„Ich sage Dir aber, daß sie gar nichts mit Scheuern zu thun hat (entgegnete Thomas). Sie bekümmert sich um nichts, als um ihre Handarbeit, und um die Aufsicht über das Silberzeug, das hier im Hause in Menge vorhanden ist."

„Warum nennt man sie denn in der ganzen Stadt die vornehme Scheuermagd, wenn sie nicht scheuert? (sprach Lope). Aber vielleicht nennt man sie deswegen vornehm, weil sie nicht Zinn und Thon, sondern Silber scheuert. Doch dieß beyseite gesetzt, Thomas, sage mir, wie steht es denn um deine Hoffnung?

„Verzweifelt schlecht; (sprach Thomas) denn während der ganzen Zeit deiner Gefangenschaft habe ich ihr noch nicht ein Wort sagen können; und auf alles, was ihr die Fremden sagen, antwortet sie bloß mit niedergeschlagenen Augen und mit schweigenden Lippen. Ihre Sittsamkeit und Zucht ist so groß, daß sie durch ihre Bescheidenheit nicht weni-

ger, als durch ihre Schönheit entzückt. Was meine Geduld noch einigermassen unterhält, ist, daß ich weiß, daß der Sohn des Gouverneurs, ein feuriger und etwas kecker Jüngling, zwar so äusserst verliebt in sie ist, daß er ihr fast jeden Abend Ständchen bringt, und zwar so öffentlich, daß sie fast in allen Liedern, die abgesungen werden, genannt, gelobt, und gepriesen wird. Allein sie hört sie nicht; denn sie kommt von der Abenddämmerung bis an die Frühstunde nicht aus dem Zimmer ihrer Frau; und das bewahrt mich noch vor den feurigen Pfeilen der Eifersucht."

„Wie willst Du denn das Unmögliche möglich machen, um diese Portia, diese Minerva, diese neue Penelope zu gewinnen; die Dich in der Gestalt eines Mädchens, und einer niedrigen Küchenmagd bezaubert, entnervt, und vernichtet?"

„Spotte meiner, so viel Du willst, Freund Lope! Ich bin überzeugt, daß ich in ihr das reizendste Geschöpf, welches je die Hand der Natur hervorbrachte, geschmückt mit jeder Tugend, die man in der Welt finden kann, verehre. Sie heißt Costanza, mein Freund, und nicht Portia, Minerva, oder Penelope. Freylich kann ich

es nicht läugnen, daß sie in einem Wirthshause dient; aber kann ich dafür, daß mich das Schicksal durch seine verborgene Macht antreibt, und daß mich eben so sehr meine eigene überlegte Wahl nöthigt, ihr zu huldigen? Höre, mein Freund, ich kann Dir es selbst nicht erklären, wie es zugeht, daß die Liebe diese niedrige Scheuermagd (wie Du sie nennst) zu einem solchen Gipfel der Höhe erhebt, daß ich sie sehe und nicht sehe; daß ich sie kenne und nicht begreife; und daß ich (Trotz der Mühe, die ich mir gebe) mich nicht einen Augenblick bey der Betrachtung ihres niedrigen Standes verweilen kann; weil ihre Schönheit, ihre Grazie, ihre Unbefangenheit, ihre Sittsamkeit und Häuslichkeit, mir diese Gedanken unverzüglich aus dem Sinne vertreiben, und mir zu erkennen geben, daß unter dieser bäurischen Aussenseite ein Schatz von grossem Werth und grossen Eigenschaften verborgen seyn müsse. Doch dem sey, wie ihm wolle! Genug, ich liebe sie; und zwar nicht auf eine solche sinnliche Art, wie ich sonst wohl geliebt habe, sondern mit der reinen uneigennützigen Zärtlichkeit, die keinen andern Endzweck hat, als mich ganz ihrem Dienste zu widmen, und eine eben so lautere Gegenliebe von ihr zu verdienen."

„O hohe platonische Liebe! (rief Lope mit lauter Stimme). O glorwürdige Küchenmagd! O glückliche Zeiten, in welchen wir es erleben, daß die Schönheit verliebt macht, ohne die Begierden zu erregen; daß die Sittsamkeit entzündet, ohne in verzehrende Flammen aufzulodern; daß die Grazie reizt, ohne lüstern zu machen; daß die demüthige Niedrigkeit uns zwingt, sie auf die oberste Schiene des Rades zu setzen, das man dem Glücke zueignet! Ach, meine armen Thunnfischchen! Ihr müßt Euch dieß Jahr behelfen ohne den Besuch eures treuesten und wärmsten Liebhabers. Aber ich will es künftig Jahr dergestalt wieder gut machen, daß die Altmeister der geliebten Almadrava sich nicht über mich beklagen sollen."

„Ich sehe wohl, Bruder Asturier, Du spottest mir ins Gesicht, (sprach Thomas). Es steht Dir ja frey, nach deiner Fischerey abzugehen. Ich bleibe hier in diesem Hause, und hier wirst Du mich finden, wenn Du wiederkommst. Willst Du deinen Theil des Geldes, der Dir zukommt, mitnehmen, so nimm ihn hin, und geh' mit Gott; ein jeder folge der Bahn, worauf ihn sein Schicksal führt."

„Ich hielt Dich doch wirklich für gescheider (sprach Lope). Siehst Du denn nicht, daß ich scherze? Weil Du aber Ernst daraus machst, so will ich Dir auch mit Ernst beystehen, so weit meine Kräfte reichen. Für alles, was ich Dir zu Liebe gern unternehmen will, thue mir nur wieder eine Sache zu Gefallen. Mache, daß mir die Arguello nicht mit ihren Liebeleyen lästig wird; denn ich würde, wahrhaftig, deine Freundschaft lieber verlieren, als mir die ihrige auf den Hals laden. Daß Dich die Pest, Junge! sie schwatzt wie ein Referent, und ihr Athem riecht auf eine Meile wie assa foetida. Oben im Maul hat sie lauter falsche Zähne, und ich glaube ihr Haar ist nichts, als eine Perücke, und um das Maß voll zu machen, so hat sie angefangen, seitdem sie mir zuerst ihre unreinen Gedanken entdeckt hat, sich mit Bleyweiß und Mennig zu salben, daß sie aussieht, wie eine gemahlte Weihnachtspuppe."

„Das ist alles wahr (sprach Thomas), und die Gallizierinn, die mich verfolgt, ist freylich so arg nicht als jene. Aber bleibe nur noch diese Nacht hier, und morgen kaufe Dir einen Esel, und suche ein anderes Quartier; so bist Du sicher vor den

Nachstellungen der Arguello, und ich bleibe der Verfolgung der Gallizierinn ausgesetzt, und der noch weit unwiderstehlichern Gefahr, die mir in den Blicken meiner Costanza droht."

Bey dieser Abrede liessen es die beyden Freunde, und gingen zusammen in den Gasthof, wo die Arguello den Asturier mit vieler Freundlichkeit empfing. Des Abends war ein Tanz vor der Hausthüre des Gasthofes, bey welchem sich alle Maulthiertreiber einfanden, die in dem Hause und in den benachbarten Herbergen ihr Quartier hatten. Der Asturier schlug die Zither dazu. Die Tänzerinnen waren die Arguello, die zwey gallizischen Mädchen, und noch drey andere aus einem benachbarten Gasthofe. Einige maskierte Personen standen um den Kreis, mehr aus Neugier, Costanzen zu sehen, als den Tanz. Allein sie befand sich nicht dabey, und kam auch nicht heraus, um zuzusehen, und dadurch täuschte sie manche Erwartung. Lope schlug die Zither zum Entzücken. Alle Mädchen baten ihn, und vorzüglich die Arguello, er möchte eine Romanze dazu singen; und er versprach es, auf die Bedingung, daß sie dazu tanzen sollten, wie man in der Comödie Tanz und Gesang verbin-

det. Damit sie nicht irren könnten, so befahl er ihnen, nur die Bewegungen und Figuren zu machen, die er in seinem Gesange anzeigen würde. Unter den Maulthiertreibern waren einige flinke Tänzer, und unter den Mädchen nicht minder rasche Tänzerinnen. Lope räusperte sich ein Par Mahl, und besann sich unterdessen, was er singen wollte. Weil er eine fertige und erfinderische Einbildungskraft hatte, so sang er sehr geläufig folgendermassen aus dem Stegreif:

Tanze, schöne Arguello,
zwey Schritt vorwärts, und nicht mehr;
und tritt dann, Dich tief verneigend,
zwey Schritt rückwärts wieder her.

Nimm sie bey der Hand, Du flinker
Bursche, Nahmens Barrabas,
Eseltreiber aus Sevilla,
Kern und Krone des Compas. *)

Und die Jungfer aus dem Hause
mit dem runden Angesicht
trete gleichfalls in den Reihen;
Schurz und Schleyer braucht sie nicht.

---

*) Der Compas ist ein öffentlicher Platz in Sevilla.

Nimm sie um den Leib, Torote,
und dann tanzet alle vier,
froh in Mienen und Geberden,
einen raschen Schleifer hier.

Alles, was Lope sang, ward von den andern buchstäblich ausgeführt. Wie er aber sagte, daß sie einen Schleifer tanzen sollten, sprach der Maulthiertreiber, dem man den Spottnahmen Barrabas gegeben hatte: „Bruder Leyermann, gieb Acht, was Du singst, und nenne niemand im Spott einen Schleifer; denn hier giebt's weder Scherenschleifer, noch andere Schleifer."

Der Wirth, der die Einfalt des Burschen merkte, sprach: „Guter Freund, ein Schleifer ist ein ausländischer Tanz, und kein Spottnahme."

„Wenn das ist (sprach Barrabas), so hab' ich nichts zu sagen. Spielt nur auf eure Sarabanden, Folien und Chaconas, und theilt die Rollen aus, wie Ihr wollt. Hier sind Leute, die's wohl machen werden."

Lope kehrte sich an nichts, und sang weiter:

All' Ihr Jünglinge und Mädchen
steht jetzt auf und stellt Euch her;
denn die muntere Chacone
ist so räumig, wie das Meer.

Laßt die Castagnetten klappern,
daß es weit zu hören ist;
setzt Euch dann, um auszuruhen,
in den Sand hier (oder Mist).

So recht! Das war gut gemacht,
Und kein Tadler hat zu klagen.
Kreuzt Euch, um dem Satanas
Knippchen ins Gesicht zu schlagen.

Speyt dem Schuft ins Angesicht,
der's nicht liebt, wenn wir uns freuen;
denn beym Spiel und Reihentanz
macht er immer Stänkereyen.

Allerschönste Arguello,
schöner, als ein Hospital!
Mir fehlt jetzt die zehnte Muse,
und auf Dich fällt meine Wahl.
Lustig tanzt sich die Chacone
zu der Zither sanftem Tone.

Diese mässige Bewegung
stärkt, und giebt uns Munterkeit,
und man schüttelt von den Gliedern
ab die faule Lässigkeit.

Alles lacht, und alles schäkert,
Sänger, Tänzer, Tänzerinn;
wer mit tanzt, wer spielt, wer zusieht,
alles jauchzt mit frohem Sinn.

In den Adern scheint, statt Blut,
Weingeist und Merkur zu fliessen,
und im hohen Jubel fliegt
der Pantoffel von den Füssen.

Seht, wie Lust und Munterkeit
hier das Alter selbst verjüngen,
und die laute Jugend lärmt,
daß die Ohren allen klingen.
Denn die lustige Chacone
geht nach einem muntern Tone.

Hat sie nicht schon oft versucht,
nebst der flinken Sarabande,
Perramora, Pesame,
und der ganzen leichten Bande

Wilder Tänze, in die Klaus
frommer Nonnen einzudringen,
und die Zellen um den Ruch
ihrer Heiligkeit zu bringen?

Und wie manche schelten sie,
die sie doch recht gerne sehen!
denn der Wüstling sagt es laut,
und der Schleicher muß gestehen:

nichts auf Erden gleicht dem Tone
der bezaubernden Chacone.

Dieß mulattische Geschöpf,
das (wie böse Zungen sagen)
mehr bezaubert und behert,
als Hans Faust in seinen Tagen;

Sie, der jede Küchenmagd,
Pagen, Kutscher und Lakeyen,
Küchenjung' und Pferdeknecht,
fröhnen und ihr Weihrauch streuen,

Spricht und schwört, daß sie allein,
Trotz dem besten aller Tänze,
Schleifern, Jiggs und Contrepas,
wie die Perl' im Golde glänze.
Kurz, nichts gleicht dem muntern Tone
der bezaubernden Chacone.

Indeß Lope sang, tanzten die Stallknechte und die Mägde, (deren in allem ungefähr ein Dutzend seyn mochten), daß sie schwitzten. Lope war eben im Begriff, etwas von besserem Styl, Gehalt und Bedeutung zu singen, als eine von den Masken, die dem Tanze zusahen, ihm zurief: „Schweig', Du versoffener dickhäutiger Bänkelsänger mit deiner Fistelstimme, und halt' das Maul.“ Zu diesem gesell-

ten sich noch mehr andere Masken, mit so vielen Schimpfreden und beleidigenden Geberden, daß Lope für gut hielt, zu schweigen. Den Stallknechten gefiel aber der Spaß so übel, daß es gewiß zum Handgemenge gekommen wäre, wenn der Wirth sie nicht mit guten Worten besänftigt hätte; und doch hätten sie die Hände nicht in den Sack gesteckt, wenn nicht die Patrulle dazu gekommen wäre, und sie samt und sonders heim geschickt hätte.

Kaum hatten sie sich zur Ruhe begeben, so erscholl in den Ohren aller, die in dem Quartiere noch wach waren, die Stimme eines Menschen, der sich, dem Hause des Sevillaners gegenüber, auf einen Stein gesetzt hatte, und mit so verwunderswürdiger und sanfter Melodie sang, daß ein jeder ihm bis zu Ende mit der grössesten Aufmerksamkeit zuhörte. Am schärfsten horchte Thomas Pedro, der nicht nur an der Musik des Sängers mit gespannter Aufmerksamkeit hing, sondern noch mehr an seinen Worten, die ihm nicht wie ein Lied klangen, sondern wie ein Fluch, der ihm die Seele folterte; denn der Sänger sang die folgende Romanze:

Wo weilst Du, holdes Engelbild
in weiblicher Gestalt?
Du Inbegriff der Lieblichkeit,
wo ist dein Aufenthalt?

Du Himmel, wo auf seinem Thron
der Gott der Liebe sitzt;
Du erster Grund, auf welchen sich
mein Glück und Unglück stützt!

Du Quell des herrlichsten Krystalls!
in deiner reinen Fluth
kühlt, reiniget, veredelt sich,
und wächst der Liebe Glut.

Du neues, holdes Firmament!
die Sterne leuchten nicht,
die wir an deinem Himmel sehn,
uns mit geborgtem Licht.

Du Wonne, die das Leid versüßt,
das uns der alte Gauch
oft macht, der seine Söhne stets
begräbt in seinem Bauch!

Du Demuth, die den stolzen Sinn
des ernsten Donn'rers beugt,
indem ihn deine Gütigkeit
zu sanfter Milde neigt!

Du feines unsichtbares Netz,
Du fesselst und verstrickst
den Kriegsgott, der in Schlachten siegt,
wenn Du ihn schnell berückst.

Am Himmel weicht vor deinem Blick
die Sonne selbst zurück,
wenn Du Dich zeigst. Doch Dich zu *sehn*,
ist, traun! ein *seltnes* Glück.

Mit Ernst und Klugheit redest Du,
und selbst dann, wenn Du schweigest,
so macht dein ausdruckvoller Blick,
daß Du uns überzeugest.

Vom zweyten Himmel borgest Du
nichts weiter, als die Schönheit,
und von dem ersten brauchst Du nichts,
als seines Mondes Reinheit.

Du selbst bist eine Himmelssphär',
Costanza; doch Dich setzt'
dein Stern an diesen Ort, wo man
Dich nach Verdienst nicht schätzt.

Drum schaff' ein besser Schicksal Dir.
Statt spröder Sittsamkeit
und Strenge, neige Dich zur Gunst
und zur Gefälligkeit.

Dann, Schönste, sollst Du bald dein Glück
von allem, was nur schön,
und groß, und reich, und vornehm ist,
mit Neid betrachten sehn.

Wenn Du Dir Mühe sparen willst,
so biet' ich ohne Zwang
die treuste, reinste Neigung Dir,
die je ein Herz durchdrang.

Der Sänger hatte kaum diese letzte Strophe geendigt, so kamen ein Par Ziegelsteine geflogen, die ihm bald die Musik und die Verse aus dem Kopfe würden vertrieben haben; wenn sie ihm den Schedel getroffen hätten, statt vor seinen Füssen nieder zu fallen. Dennoch erschrack der arme Schelm, und lief so schnell den Hügel hinauf, daß ihn kein Windhund eingehohlt hätte. So geht es den armen Musikanten, Fledermäusen, und Nachteulen, die immer solchen Platzregen und Unglücksfällen ausgesetzt sind. Alle, die dem Gesteinigten zugehört hatten, fanden seine Stimme angenehm; am meisten aber Thomas, der zugleich die Stimme und das Lied bewunderte; doch hätt' er lieber gesehen, daß eine andere, als Costanza, der Gegenstand so vieler Ständchen gewesen wäre,

obgleich sie von keinem derselben etwas wußte, oder erfuhr.

Ganz anderer Meynung wär Barrabas, der Stallknecht. Denn so wie er den Sänger davon laufen sah, rief er ihm nach: „Geh zum Henker, Du vertrackter Satans-Bänkelsänger. Daß Dir die Läuse die Augen ausfressen! Welcher Teufel hat Dich gelehrt, einer Scheuermagd von Sphären und Himmeln vorzusingen, und sie 'n Mondtag und Dinstag, und 'n Glücksrad zu nennen? Hätt'st ihr in's Teufels Nähmen von dein'twegen, und von wegen derer, die an deinen Reimen Gefallen haben, wenigstens sagen können, sie wär' so spröde, wie 'n Spargel; so stolz, wie 'n Dorfschulze; so weiß, wie Milch; so keusch, wie 'n Bruder Novis; so scheu und stutzig, wie 'n Maulesel, und so hart, wie Töpferthon: so hätt' sie Dich doch verstehen, und sich dran ergetzen können. Aber daß Du ihr von Licht und von Wonne, von Himmeln und Sonnen, von Netzen und Sternen vorschwatzest, das schickt sich eher für 'nen jungen Studenten, als für 'ne Dienstmagd. Es giebt doch, mein Seel! Poeten in der Welt, die Zeug schreiben, das kein Teufel verstehen kann. Ich zum wenigsten, obwohl

man mich Barrabas*) nennt, verstehe kein Wort von dem, was der Leyermann da gesungen hat. Was soll denn Costanzica daraus machen? Aber sie macht's freylich klüger: sie liegt im Bett, und schläft, daß ein Auge das andere nicht sieht. Dieser Sänger gehört gewiß nicht dem Sohn des Corregidors; denn seine Laute kann man doch noch bisweilen verstehen, aber dieser verdammte Kerl hat mir den Kopf ganz wüst gemacht."

„Alle, die den Barrabas hörten, hatten ihre Lust an ihm, und gaben ihm Recht in seinem Urtheil und Tadel. Ein jeder ging darauf zur Ruhe; aber kaum war alles im Hause still geworden, so hörte Lope leise an seine Thüre klopfen. Auf seine Frage, wer klopfte, antwortete man ihm mit leiser Stimme: „Wir sind's, die Arguello und die Gallizierinn. Laßt uns geschwind ein; wir zittern vor Kälte."

„Das wäre schlimm (sprach Lope). Wir sind doch noch mitten in den Hundstagen."

---

*) Der gemeine Mann in Spanien sagt nähmlich oft Barrabas für Satanas, oder fügt beydes zusammen: Voto à Satanas y à Barrabas!

„Zaudre nicht, Lope (sprach die Gallizierinn). Steh' auf, und laß uns ein. Wir kommen wie ein Par Erzherzoginnen."

„Erzherzoginnen um diese Stunde? Das will mir nicht ein (rief Lope). Eher halt' ich Euch für ein Par Wetterhexen, oder Gassenläuferinnen. Schert Euch fort, oder beym — — — wenn ich aufstehe, so peitsch' ich Euch die Hinterbacken mit meinem Gurtriem zu Gallert."

Diese dürre Antwort, die sie nicht erwartet hatten, machte sie furchtsam vor dem Zorn des Asturiers. Traurig und bekümmert über ihre betrogenen Hoffnungen und fehlgeschlagenen Absichten, zogen sie sich nach ihrem Lager zurück; doch konnte sich die Arguello nicht enthalten, beym Weggehen durch das Schlüsselloch zu rufen: „was nutzt der Kuh Muscat!" und damit ging sie, als ob sie etwas recht sinnreiches gesagt, und sich nachdrücklich gerächt hätte, nach ihrem elenden einsamen Bette.

Wie Lope merkte, daß sie weggegangen waren, sagt' er zu seinem Freunde, der noch wachte: Höre, Thomas, hetze mir ein Schock Riesen an die

Ohren, oder sage mir, daß ich einem halben Dutzend Löwen, oder einem Dutzend, wenn Du willst, die Backenzähne aus den Kiefern brechen soll, so will ich sehen, ob ich Dir das nicht so leicht zu Gefallen thun kann, als ein Glas Wein auszutrinken. Aber ehe ich mich mit der Arguello unter vier Augen befinden will, soll man mich lieber mit Pfeilen zu Tode schiessen. Daß Dich der Teufel! was für allerliebste Schätzchen uns dieser Abend gebracht hat! Aber laß den Morgen nur dämmern, so soll 's schon anders werden."

„Höre Freund, (sprach Thomas), ich habe Dir schon gesagt, daß Du deinem Hange folgen kannst, entweder auf deine Wanderschaft zu gehen, oder einen Esel zu kaufen, und Wasserführer zu werden, wie Du einmahl Lust hattest."

„Bey dem Wasserführer soll's bleiben! (sprach Lope), und nun laß mich den kleinen Ueberrest der Nacht ruhig ausschlafen. Es gährt mir im Kopfe, wie Wurz in der Kufe, und ich kann mich nicht länger aufhalten, mit Dir zu schwatzen."

Beyde schliefen jetzt ein. Es ward wieder Tag. Sie standen auf. Thomas ging in seine Futter-

kammer, und Lope auf den Viehmarkt (der nicht weit war), um sich einen Esel zu kaufen.

Thomas, voll von seinen verliebten Gedanken, hatte sich die Feyertage zu Nutz gemacht, um einige zärtliche Verse zu dichten. Er hatte sie in dasselbige Buch niedergeschrieben, in welchem er seine Rechnungen über Futter und Streu führte; in der Absicht, sie hernach abzuschreiben, und die beschriebenen Blätter entweder auszureissen, oder unleserlich zu machen. Unterdessen fügte es sich einst, indem er ausgegangen war, und das Buch auf der Haferkiste hatte liegen lassen, daß der Wirth es in die Hände nahm; und indem er es aufschlug, um seine Rechnung nachzusehen, fielen ihm die Verse in die Augen, über welche er sich nicht wenig verwunderte, wie er sie in diesem Buche fand. Er ging gleich hin, sie seiner Frau zu zeigen; doch ehe er sie ihr vorlas, fragte er erst Costanzen, theils in freundlichen, theils in ernsthaften Ausdrücken, ob Thomas Pedro, der Futterverwalter, ihr irgend etwas Unanständiges, oder Verliebtes vorgesagt, oder ob er ihr irgend zu erkennen gegeben habe, daß er in sie verliebt sey.

Costanza schwor, sie sollte so wohl in diesem, als in jedem andern Fall, noch das erste Wort von ihm hören, und er hätte ihr bisher auch durch keinen Blick einen unordentlichen Gedanken mitgetheilt. Ihre Herrschaft glaubte ihr um desto eher, da sie beyde gewohnt waren, immer die Wahrheit von ihr zu hören, und sie schickten sie aus dem Zimmer.

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll (sprach der Wirth zu seiner Frau). Sieh einmahl; da hat Thomas in das Haferbuch ein Par Verse hingeschrieben, die mir Verdacht geben, daß er in die Costanzica verliebt ist.“

„Laß doch die Verse sehen (erwiederte die Wirthinn). Ich will Dir bald sagen, was daran ist.“

„Das wirst Du wohl (versetzte der Wirth); denn da Du auch eine Poetinn bist, so wirst Du leicht seine Meynung errathen.“

„Poetinn bin ich eben nicht (sprach die Wirthinn); aber Du weißt wohl, daß ich gesunden

Menschenverstand habe, und daß ich die vier Gebete auf Latein hersagen kann."

„Besser wär's, Du sprächst sie in deiner Muttersprache (antwortete ihr Mann). Denn dein Ohm, der Geistliche, hat Dir schon oft gesagt, daß Du tausend Ungereimtheiten, und nichts Gescheides vorbringst, wenn Du lateinisch betest."

„Das ist ein Pfeil aus dem Köcher seiner Nichte (sprach sie); Sie ist neidisch auf mich, daß ich sein Breviar in die Hand nehme, und so bewandert darin bin, wie in meinem Weingarten."

„Wie Du meynst (sprach der Wirth). Höre nur zu; dieß sind die Verse:

Wer trifft Glück in der Liebe an?
Wer schweigen kann.
Wer siegt in Amors hartem Streit
Beständigkeit.
Wer freut sich seiner mit der Zeit?
Beharrlichkeit.
Drum hoff' ich auch zu siegen,
wenn sich mein Geist
nur treu beweist,
und standhaft und verschwiegen.

Was nähret wahre Liebe?
Gegenliebe.
Und was ersticket ihre Brunst?
Die Ungunst.
Wächst sie nicht, wenn man sie verschmäht?
Nein, sie vergeht.
So werd' ich ewig lieben.
Denn meiner Augen Licht
will mich noch immer nicht
erfreuen, noch betrüben.

Was ist's, womit Verzweiflung droht?
Mit jähem Tod.
Was rettet denn von dieser Noth?
Ein halber Tod.
So ist ja wohl der Tod ein Gut?
Geduld und Muth
wird doch noch besser seyn.
Man sagt ja, wenn Regen
und Stürme sich legen,
folgt Sonnenschein.

Entdeck' ich der Geliebten mich?
Gelegentlich.
Und wenn Gelegenheit gebricht?
Das wird sie nicht.
Wenn mich indeß der Tod beschleicht?
Verzweifle nicht so leicht;
denn wenn dein Leiden
Constantia erfährt,
so wird dein Schmerz verkehrt
in lauter Freuden.

„Ist das alles?“ fragte die Wirthinn.

„Alles (versetzte der Mann). Was denkst Du nun von diesen Versen?“

„Vor allen Dingen müssen wir wissen (sprach sie), ob die Verse wirklich von Thomas sind, oder nicht.“

„Daran ist kein Zweifel (sprach der Wirth). Denn die Rechnung über den Hafer und die Verse sind unstreitig von einerley Hand.“

„Weißt Du was, Mann? Mich däucht, wenn auch gleich die Verse von Costanziken sprechen, und man daraus schliessen sollte, sie wären an sie gerichtet, so können wir das deswegen noch nicht so gewiß sagen, als wenn wir sie hätten schreiben gesehn. Es giebt ja noch andere Costanzen in der Welt. Und wenn auch wirklich unsere Costanzica gemeynt wäre, so steht da nichts Unehrbares, und wird auch nichts Grosses von ihr darin verlangt. Laß uns Achtung geben, und das Mädel warnen. Wenn er verliebt in sie ist, wird er gewiß mehr Verse machen, und wird suchen, sie ihr in die Hände zu spielen.“

„Wär's nicht besser, (sprach der Wirth) wir überhöben uns der Sorge, und liessen den Burschen laufen?"

„Das steht bey Dir (antwortete die Wirthinn). Doch die Wahrheit zu gestehen, wie Du sagst, so dient er so eifrig, daß es Sünde wäre, ihm um einer so geringen Ursache willen den Abschied zu geben."

„Gut denn, so laß uns wacker seyn, wie Du sagst, (sprach der Wirth). Die Zeit wird lehren, was weiter dabey zu thun ist."

Dabey blieb es, und der Wirth legte das Buch wieder an den Ort, wo er's gefunden hatte. Thomas kam voll Angst zurück, es zu suchen, und freute sich, wie er es fand. Um sich aber künftig neue Unruhe zu ersparen, schrieb er die Verse ab, und riß das Blatt heraus. Er entschloß sich zugleich, Costanzen seine Neigung bey der ersten Gelegenheit zu entdecken. Weil sie aber äusserst strenge auf Zucht und Sittsamkeit hielt, so gab sie selten jemand Gelegenheit, sie zu sehen, und noch weniger, eine Unterredung mit ihr anzuknüpfen. Die Menge der Leute in dem Gasthofe, und die vie-

len Augen, unter denen er sich beständig befand, vermehrten die Schwierigkeit, sie zu sprechen, und trieben den armen Verliebten aufs äusserste. Costanza ließ sich an diesem Tage mit einem Backentuche sehen, und klagte über heftigen Zahnschmerz. Thomas, den seine Liebe erfinderisch machte, hatte gleich einen glücklichen Einfall, und sagte: „Jungfer Costanza; ich will Euch ein Gebet aufschreiben, das Ihr nur zweymahl zu sprechen braucht, so wird euer Schmerz wie weggewischt seyn.“

„Sehr gut (sprach Costanza). Lesen kann ich, und will es wohl beten.“

„Ihr müßt's aber niemand zeigen (sprach Thomas); denn ich halte es sehr hoch, und wenn es viele wüßten, so würde es seinen Werth verlieren.“

„Auch das versprech' ich, daß ich es niemand zeigen will, (antwortete Costanzica). Gebt mir's nur bald, denn der Schmerz quält mich gewaltig.“

„Ich will's gleich aufschreiben und Euch geben“ sprach Thomas; und dieß waren die ersten Worte,

die er mit Costanzen, und die sie mit ihm sprach, in den vier und zwanzig Tagen, die er schon im Hause zugebracht hatte. Thomas ging hin, und schrieb sein Gebet, und fand Gelegenheit, es Costanzen ohne Zeugen zu geben. Sie ging mit grosser Freude und mit noch grösserer Andacht in ihr Zimmer, öffnete das Papier, und las:

„Gebieterinn über mein Leben! Ich bin ein Cavalier aus Burgos. Wenn ich meinen Vater überlebe, so fällt mir ein Erbtheil zu von sechstausend Ducaten jährlicher Einkünfte. Der Ruf von deiner Schönheit, der sich auf viele Meilen umher erstreckt, bewog mich, meine Vaterstadt zu verlassen, mich zu verkleiden, und in dem Aufzuge, in welchem Du mich siehst, bey deinem Herrn in Dienst zu gehen. Willst Du auf diejenige Weise, die deiner Tugend am anständigsten ist, den Besitz meines Herzens annehmen, so überzeuge Dich, durch welche Beweise Du willst, von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen. Wenn Du diese Ueberzeugung erlangt hast, und mich dann deiner Hand würdigest, so werde ich, als Dein Gemahl, mich für den glücklichsten Menschen in der Welt schätzen. Bis dahin bitte ich von Dir nichts weiter, als daß Du meine

zärtliche und reine Liebe nicht bekannt werden lassest. Denn wenn dein Herr sie erführe, und sie nicht für aufrichtig hielte, so würde er mich aus deiner Gegenwart verbannen, und das wäre so gut, als mich zum Tode zu verdammen. Vergönne mir, Theuerste, deinen Anblick so lange, bis Du mir glaubest; und bedenke, daß derjenige nicht die harte Strafe verdient, deines Anschauens beraubt zu werden, der nichts anders verschuldet hat, als daß er Dich anbetet. Trotz allen, die uns umgeben, kannst Du mir antworten durch deine Blicke, welche tödten, wenn sie zürnen, und vom Tode erwecken, wenn sie sanfte Theilnehmung verrathen."

Thomas wartete mit klopfendem Herzen, bis Costanza seinen Brief gelesen hätte. Er schwebte zwischen Furcht und Hoffnung, ob sie ihm sein Todesurtheil sprechen, oder ihm das Leben wiedergeben würde. Indem trat Costanza heraus, und war (ihrer Verhüllung ungeachtet) so schön, daß man hätte sagen mögen, ihr Erstaunen über den unerwarteten Inhalt des Papiers hätte ihre Schönheit noch mehr erhoben, wenn sie noch irgend eines Zuwachses fähig gewesen wäre. Sie hatte den Brief in der Hand; er war aber in kleine Stücke zerrissen.

„Freund Thomas, (sprach sie zu ihm, indeß er sich kaum auf den Füssen halten konnte), Dein Papier sieht mir eher einem Zauber, oder einer betrieglichen Vorspiegelung, als einem frommen Gebet, ähnlich. Ich kann also nichts davon glauben, oder brauchen, und habe deswegen das Papier zerrissen, damit es nicht einer Leichtgläubigern, als ich bin, in die Hände falle. Lerne lieber andere, leichtere Gebete; denn dieß kann Dir unmöglich frommen."

Mit diesen Worten ging sie zu ihrer Frau ins Zimmer, und Thomas blieb ganz erstaunt stehen; doch war es ein kleiner Trost für ihn, daß das Geheimniß seiner Liebe Costanzen allein bekannt wäre; denn er dachte, da sie ihrem Herrn nichts davon gesagt hätte, so liefe er wenigstens nicht Gefahr, aus dem Hause gejagt zu werden. Er glaubte, tausend Berge von Schwierigkeiten überstiegen zu haben, nachdem er den ersten Schritt gethan hatte; denn bey allen grossen und wichtigen Dingen ist der Anfang am schwersten.

Indeß dieses im Wirthshause vorging, war Lope beschäftigt, einen Esel zu kaufen. Er fand ihrer zwar die Menge; allein keiner war ihm gut

genug. Unter andern gab sich auch ein Zigeuner viele Mühe, ihm den seinigen anzuschnallen, welcher mehr wegen des Quecksilbers lief, das man ihm in die Ohren gethan hatte, als wegen seiner natürlichen Munterkeit. Aber wenn auch Lope mit seinem Schritt zufrieden war, so gefiel ihm doch seine Gestalt nicht, weil Lope ein Thier von solcher Grösse haben wollte, daß es ihn und seine Krüge (voll oder leer) zugleich tragen könnte. Indem raunte ihm ein Bursch ins Ohr: „Camerad, wenn Ihr einen guten Esel zum Wassertragen sucht, so hab' ich einen hier in der Nähe auf der Weide, dessen Gleichen Ihr an Grösse in der ganzen Stadt nicht findet. Ich rathe Euch, kauft keinen Esel von Zigeunern; denn wenn sie auch noch so gut und gesund scheinen, so sind sie doch alle voll Mängel und Fehler. Wollt Ihr einen kaufen, von dem Ihr Nutzen habt, so kommt mit mir, und laßt Euch nichts merken."

Lope glaubte ihm, und sagte, er möchte ihn dahin führen, wo der Esel wäre, den er ihm so sehr anpriese. Sie gingen Hand in Hand (wie man zu sagen pflegt) zusammen, bis nach dem königlichen Garten, wo sie bey einer Wasserkunst eine Menge

Wasserführer versammelt fanden, die ihre Esel auf einer benachbarten Wiese grasen liessen. Der Verkäufer führte seinen Esel vor, der unserm Asturier sehr wohl gefiel, und alle Anwesenden rühmten ihn ausserordentlich, als einen guten Träger, Läufer, und Fresser. Ohne weitere Umstände und Nachfragen ward der Handel geschlossen; die andern Wasserführer waren die Mäckler und Unterhändler, und Lope gab sechszehn Ducaten für den Esel mit allem Zubehör, und bezahlte das Geld in barem Golde. Man wünschte ihm Glück zum Kauf und zum Eintritt in die Zunft, und versicherte ihm, er habe einen vortrefflichen Esel eingehandelt; denn sein jetziger Herr habe, ohne sich etwas abgehen zu lassen, in weniger als Jahresfrist, ausser dem ehrlichen Unterhalt für sich und den Esel, zwey Par Kleider und diese sechszehn Ducaten verdient, mit welchen er jetzt nach Hause gehen wolle, weil man ihm eine weitläuftige Verwandtinn zur Braut bestimmt habe. Ausser denen, die bey dem Eselhandel als Mäckler zugegen gewesen waren, befanden sich noch vier andere Wasserträger gegenwärtig, die sich auf der Erde gelagert hatten, und Primera spielten, wobey ihnen die Erde zum Tisch, und ihre Mäntel statt Tischdecke dienten. Lope sah ihnen zu, und

fand, daß sie nicht wie Wasserträger, sondern wie Domherren spielten, und daß ein jeder seinen Rest von hundert Realen und mehr, an Silber und Scheidemünze vor sich liegen hatte. Es kam der Fall, daß Rest überall geboten ward, und wenn die Vorhand sich nicht mit einem andern in den Gewinn getheilt hätte, so hätte sie alles eingestrichen. Kurz, die beyden andern hatten ihr Geld verspielt, und gingen davon. Der Verkäufer des Esels ließ sich merken, wenn sich ein vierter Mann fände, so möchte er wohl noch eine Partie mit machen; allein selbdritte liebte er nicht zu spielen. Lope war wie der Zucker, der (wie die Italiäner sagen) keinen Brey verdirbt; und so verdarb Lope keine Gesellschaft. Er bot sich also an, den vierten zu machen; man setzte sich, und verlohr lieber sein Geld, als die Zeit, so daß Lope in kurzer Zeit sechs Thaler, die er noch bey sich hatte, verspielte, und nun kein Geld mehr im Sack hatte. Er fragte die andern, ob sie um den Esel spielen wollten. Sie waren es zufrieden, und er machte ein Viertel des Esels zum Rest. Das Glück wollte ihm so übel, daß er in vier Resten seinen ganzen Esel verlohr, und sein ehemahliger Herr gewann ihn wieder. Dieser stand auf, um ihn wieder in Besitz zu nehmen; aber unser Asturier

that ihm zu wissen, daß er zwar die vier Viertel des Esels verspielt habe, aber nicht den Schwanz. Er möchte ihm also diesen heraus geben, und dann mit Gott gehen.

Die andern lachten über die Forderung, und die Rechtsverständigen unter ihnen meynten, Lope hätte Unrecht; denn wenn man einen Hammel, oder ein anderes Schlachtvieh verkaufte, so würde der Schwanz nicht abgenommen, oder zurück behalten, sondern gehörte als Anhang zu einem der Hinterviertel.

Lope versetzte, die Hämmel aus der Barbarey hätten fünf Viertel; denn der Fettschwanz sey das fünfte, und gelte beym Aushauen so viel, als eines der andern. Bey einem lebendigen Stück Vieh lasse er sich zwar gefallen, daß der Schwanz in den Kauf gehe, wenn man das Thier in Bausch und Bogen verkaufe; allein er habe seinen Esel nicht verkauft, sondern verspielt, und es sey ihm nie eingefallen, den Schwanz zu verspielen, noch irgend etwas, das dem anhinge, vom Nackengelenk an, mit jedem Wirbelbein im Rückgrat, bis an die Spitze des äussersten Härchens im Schwanz.

„Ich setze den Fall (sprach einer von den Umstehenden), es wäre so, wie Ihr sagt, und man gäbe Euch, was Ihr fordert, so hohl' der Satan das, was von dem Esel übrig bleibt."

„Gebt mir meinen Schwanz (sprach Lope). Wo nicht, so kriegt Ihr mir den Esel nicht, wenn auch alle Wasserträger in der Welt dazu kämen. Denkt nur nicht, mich zu übertölpeln, weil eurer so viel sind. Ich bin Euch ein Kerl, der seinen Mann steht, und ihm ein Par Zoll Eisen in die Nieren jagt, daß er selbst nicht weiß, wie er dabey kommt. Ich verlange ja nicht, daß Ihr mich für den Schwanz nach Verhältniß bezahlen sollt, sondern Ihr sollt ihn mir aus dem Esel vorgeschriebenermassen herausschneiden."

Der Gewinner und die andern hatten nicht Lust, die Sache aufs äusserste zu treiben; denn sie sahen, daß der Asturier Miene machte, nicht mit sich scherzen zu lassen. Er war gewandt in allem, was man bey der Almadrava lernt, im Fluchen, Trotzen, Lärmen und Balgen. Er warf seinen Hut in die Luft, griff zu seinem langen Messer, das er unter dem Mantel hatte, und nahm eine Stellung an,

womit er der ganzen Wasserführerzunft Furcht und Ehrerbietung gebot. Einer von ihnen, der am klügsten war, schlug vor, ein Viertel des Esels gegen den Schwanz zu setzen, und darum zu spielen. Der Vorschlag ward angenommen. Lope gewann den Rest; der andere ward hitzig, und verspielte in drey Resten die übrigen drey Viertel des Esels, und wollte nun noch weiter um Geld spielen. Lope weigerte sich; allein die andern drangen so sehr in ihn, daß er es sich gefallen ließ; und nun nahm er den armen Bräutigam dermassen mit, daß dieser auch keinen Häller in der Tasche behielt. Der arme Schelm gerieth darüber in solche Verzweiflung, daß er sich auf der Erde herumwälzte, und mit dem Kopfe gegen die Steine schlug. Lope, der von Natur großmüthig, freygebig und mitleidig war, hob ihn auf, und gab ihm alles wieder, was er ihm abgewonnen hatte, auch die sechszehn Ducaten für den Esel; und schenkte noch etwas von dem Seinigen an die Umstehenden, die sich über seine beyspiellose Freygebigkeit nicht wenig wunderten, und ihn gewiß zum König aller Wasserträger ausgerufen hätten, wenn es zu Tamerlans Zeiten gewesen wäre.

Lope kehrte mit einem grossen Gefolge zurück nach der Stadt, wo er dem Thomas sein Abentheuer erzählte, und sich dagegen von Thomas erzählen ließ, wie weit es ihm in seinen Absichten gelungen war. Es war kein Wirthshaus, keine Schenke, keine Garküche, kein Gelag lustiger Brüder, wo man nicht von dem Spiel um den Esel, von dem Wiedergewinnst durch den Schwanz, von der Herzhaftigkeit und Freygebigkeit des Asturiers hörte. Wie aber der Pöbel insgemein boshaft, übelgesinnt, und zur Verläumdung geneigt ist, so ward die Freygebigkeit, die Herzhaftigkeit, und der Edelmuth des Lope bald vergessen, und man dachte an nichts mehr, als an den Eselschwanz. Kaum hatte Lope ein Par Tage in der Stadt Wasser geführt, so zeigte man schon mit Fingern auf ihn, und rief: „Das ist der Wasserträger mit dem Schwanze." Die Jungen schrieben sich dieß hinters Ohr, erfuhren den Zusammenhang, und wenn sich Lope an der Ecke einer Strasse kaum sehen ließ, so schrien sie schon aus allen Winkeln: „Den Schwanz her, Asturier, den Schwanz her!" Lope, der von so vielen Stimmen und Zungen verfolgt ward, schwieg still, und glaubte damit ihre Unverschämtheit am leichtesten zu überwinden. Allein es

half nicht; und je stiller er schwieg, desto lauter ward das Geschrey. Er versuchte deswegen, was der Ernst vermöchte, da die Geduld nicht half. Er sprang vom Esel, und schlug rechts und links unter die Knaben. Das war aber so gut, als wenn er Pulver polierte und Lunte daran hielte, oder als wenn er die Köpfe der Hydra zu mähen versuchte. Denn wenn er einen Jungen ausprügelte, so kamen nicht sieben, sondern siebenhundert andere wieder, die ihm noch öfter und lauter zuriefen, den Schwanz herzugeben. Endlich fand er es am dienlichsten, in seine Herberge zurück zu kehren, wo er sich, entfernt von seinem Freunde (um die Arguello zu vermeiden), eingemietet hatte; und er entschloß sich, so lange da zu bleiben, bis der Einfluß seines bösen Gestirns vorüber ginge, und bis die Gassenbuben vergäßen, den verdammten Schwanz von ihm zu fordern. Fast eine Woche lang ging er nicht anders aus dem Hause, als des Abends, um seinen Freund Thomas zu besuchen, und sich nach seinen Umständen zu erkundigen. Dieser erzählte ihm, seitdem er Costanzen das Papier übergeben, habe er nie wieder ein Wort mit ihr sprechen können, und sie scheine seit der Zeit noch viel sorgfältiger auf ihrer Hut zu seyn. Einmahl habe er zwar Gelegen-

heit gehabt, sie zu sehen; sie habe aber gleich zu ihm gesagt: „Thomas, mich schmerzt nichts; ich brauche also weder deiner Reden, noch deiner Gebete. Sey nur froh, daß ich Dich nicht bey der Inquisition angebe, und gieb Dir weiter keine Mühe.“ Sie habe dieß jedoch ohne zornige Miene gesprochen, und ohne die geringste Geberde, welche Sprödigkeit verrathen hätte.

Lope erzählte ihm dagegen, wie die Buben ihm zusetzten, und immer den Schwanz von ihm forderten; weil er den Eselschwanz gefordert, und dadurch seinen Verlust im Spiel eingehohlt habe. Thomas rieth ihm, nicht aus dem Hause zu gehen, wenigstens nicht auf seinem Esel; und wenn es ja geschehen müsse, sich an kleine abgelegene Nebenstraßen zu halten; oder wenn das nicht helfe, lieber im Nothfall eine Zeit lang das Wasserführen ganz aufzugeben, um dieser unanständigen Zudringlichkeit ein Ende zu machen.“

Lope fragte weiter, ob ihm auch die Gallizierinn wieder zugesprochen habe. „Nein“ sprach Thomas; sie habe aber inzwischen nicht versäumt, auf Unkosten der Küche und der Gäste ihm allerhand

Leckerbissen zuzutragen, um sich bey ihm in Gunst zu setzen.

Nach dieser Unterredung ging Lope wieder nach seiner Herberge, mit dem festen Vorsatze, in der nächsten Woche nicht wieder auszugehen; wenigstens nicht mit seinem Esel.

Denselben Abend, ungefähr um elf Uhr, erschienen plötzlich in dem Wirthshause eine Menge Polizeybediente, mit dem Corregidor an ihrer Spitze. Der Wirth erschrack, und nicht weniger seine Gäste. Denn wie ein Komet, wenn er sich sehen läßt, Schrecken verbreitet, und Furcht vor Unglück; so geht es auch, wenn die Justiz (zumahl plötzlich, und mit einem zahlreichen Gefolge) in ein Haus kommt, und sie erschreckt in solchen Fällen oft selbst das schuldloseste Gewissen. Der Corregidor ging in ein Zimmer, und ließ den Wirth rufen, welcher zitternd kam, um seine Befehle zu vernehmen. So bald er erschien, fragte ihn der Corregidor, mit Ernst in der Miene, ob er der Wirth wäre.

„Ja, Eur Gnaden zu dienen,“ sprach der Wirth.

Der Corregidor befahl hierauf allen Anwesenden, aus dem Zimmer zu gehen, und ihn mit dem Wirth allein zu lassen. „Sagt mir, Herr Wirth, (sprach er, wie sie allein waren), was für Leute habt Ihr in euren Diensten?“

„Gnädiger Herr, ein Par gallizische Mägde, eine Ausgeberinn, und einen Burschen, der mir die Rechnungen über Futter und Streu führt.“

„Habt Ihr sonst niemand mehr im Dienst?“

„Nein, gnädiger Herr,“ sprach der Wirth.

„So sagt mir, was ist denn aus einem gewissen Mädchen geworden, das hier im Hause dienen soll, von der man sagt, sie sey so schön, daß man sie in der ganzen Stadt das berühmte Dienstmädchen nenne? Man hat mich sogar versichert, mein Sohn Don Pedro sey verliebt in sie, und bringe ihr alle Abend Ständchen.“

„Gnädiger Herr (versetzte der Wirth), dieß berühmte Mädchen ist in der That in meinem Hause. Sie ist aber nicht meine Dienstmagd; und doch kann

ich auch eigentlich nicht sagen, daß sie nicht in meinem Dienste sey."

„Wie ist das zu verstehen (sprach der Corregidor), daß das Mädchen in euern Diensten ist, und nicht ist?"

„Das ist die reine Wahrheit (sprach der Wirth), und ich will Eur Gnaden erklären, wie die Sache zusammenhängt; welches ich sonst noch gegen niemand gethan habe."

„Ehe ich etwas anderes zu wissen verlange, (versetzte der Corregidor), muß ich erst das Mädchen selbst sehen. Laßt sie herein rufen."

Der Wirth ging an die Thüre, und rief seiner Frau, Costanzen herein zu schicken. Die Frau erschrack, wie sie hörte, daß der Corregidor nach Costanzen fragte. Sie rang die Hände, und rief: „O weh' mir Armen! Was will der Corregidor mit Costanzen, daß er sie vor sich rufen läßt? Gewiß ist ein Unheil vorgefallen; denn die Schönheit des Mädchens verrückt allen Menschen die Köpfe."

Costanza hörte die Wehklage ihrer Frau. „Seyd nur unbekümmert, liebe Frau (sprach sie). Ich will sehen, was der Corregidor von mir haben will; und wenn ja ein Unglück vorgefallen ist, so seyd versichert, daß ich nicht dafür kann."

Sie ließ sich nicht zum zweyten Mahl rufen, sondern nahm ein Licht, und ging, mehr bescheiden als furchtsam, in das Zimmer, wo der Corregidor sie erwartete. Wie sie hineintrat, nahm ihr der Corregidor das Licht aus der Hand, und betrachtete sie mit bewundernder Aufmerksamkeit. Eine liebenswürdige Schamröthe verbreitete sich über Costanzens Gesicht, und erhob ihre Schönheit so sehr, daß der Corregidor glaubte, einen Engel auf Erden zu sehen. Wie er sie genug betrachtet hatte, sprach er: „Guter Wirth, dieß Kleinod muß nicht in einem so schlichten Gehäuse, wie in einem Gasthofe, aufbewahrt werden. Ich muß gestehen, die Liebe meines Sohnes Pedro macht ihm Ehre; denn wahrlich, Mädchen, Du verdienst, daß man Dich nicht nur berühmt, sondern ausbündig nenne. Aber solche Beywörter ziemen sich nicht für ein Dienstmädchen, sondern passen sich nur zu dem Nahmen einer Fürstinn."

„Sie ist auch keine Dienstmagd, gnädiger Herr! (versetzte der Wirth), und sie thut keine andere Dienste in meinem Hause, als daß sie die Aufsicht über ein wenig Silberzeug führt, das mir der Himmel beschert hat, und dessen sich meine Gäste bedienen.“

„Bey dem allen sage ich noch einmahl (erwiederte der Corregidor), daß ein Wirthshaus kein anständiger Platz für sie ist, Herr Wirth. Ist sie vielleicht mit Euch verwandt?“

„Sie ist weder meine Verwandte, noch meine Bediente, (gab der Wirth zur Antwort). Wenn aber Eur Gnaden wünschen, zu wissen wer sie ist, so will ich es Euch sagen; doch muß sie dabey nicht gegenwärtig seyn. Eur Gnaden werden Dinge hören, die Euch eben so sehr verwundern, als vergnügen werden.“

„Gut! (sprach der Corregidor). Costanzica wird so gut seyn, sich zu entfernen. Sie kann versichert seyn, daß ihre Tugend und Liebenswürdigkeit jedem, der sie sieht, den Wunsch einflößen muß, ihr zu dienen; und daß sie sich auf mich, wie auf einen Vater, verlassen kann.“

Costanza dankte dem Corregidor stillschweigend mit einer tiefen und ehrerbietigen Verneigung, und entfernte sich. Sie fand ihre Frau fast athemlos vor ängstlicher Erwartung, was der Corregidor von ihr gewollt habe. Sie erzählte ihr, was vorgefallen war, und daß ihr Herr dem Corregidor noch Sachen zu erzählen habe, die er sie nicht wollte hören lassen. Die Wirthinn ward aber noch immer nicht völlig beruhigt, und hörte nicht auf, zu beten, bis der Corregidor fortging, und bis sie ihren Mann in Freyheit wiedersah. Dieser erzählte unterdessen dem Corregidor folgende Geschichte:

„Es sind jetzt ungefähr funfzehn Jahr und etwas darüber, gnädiger Herr, daß bey mir einst eine Dame in Pilgerkleidern einkehrte. Sie kam in einer Sänfte, von vier Bedienten zu Pferde, und von zwey Dueñas und einigen Kammermädchen in einer Kutsche begleitet. Sie hatte auch zwey Saumthiere mit reichen Saumdecken bey sich, die mit kostbarem Bettzeug und mit Küchengeräth und Vorrath beladen waren. Mit einem Worte, ihr Aufzug war fürstlich, und zeigte, daß die Pilgerinn eine vornehme Standesperson wäre. Die Dame, die wohl etwas über vierzig Jahr seyn mochte, war nichts

desto weniger noch von ausbündiger Schönheit, obgleich sie blaß und kränklich schien, und von der Reise so abgemattet war, daß sie ihren Leuten befahl, ihr auf der Stelle das Bett zu machen. Sie erkundigte sich nach dem besten Arzt in der Stadt, und ich nannte ihr den Doctor de la Fuente. Er ward gleich gerufen, und kam. Sie unterhielt sich allein mit ihm über ihre Krankheit, und der Arzt verordnete darauf, man sollte ihr ein Schlafzimmer im inneren des Hauses bereiten, wo sie durch kein Geräusch gestört würde. Wir machten ihr unverzüglich ein Zimmer im obern Stockwerk zurecht, welches so gelegen war, wie es der Arzt empfohlen hatte. Die Bedienten kamen nicht in das Zimmer ihrer Dame, die sich nur von ihren Dueñas und von ihren Kammermädchen aufwarten ließ.

Meine Frau und ich erkundigten uns bey den Bedienten, wer ihre Dame wäre, wie sie hiesse, woher sie käme und wohin sie ginge, ob sie verheirathet, Witwe, oder ledig wäre, und warum sie in Pilgerkleidung reisete. Auf alle diese Fragen, die wir oft wiederhohlten, erhielten wir weiter keine Antwort, als daß die Dame eine reiche vornehme

Witwe aus Altcastilien wäre, die keine Kinder hätte. Weil sie seit einigen Monaten an der Wassersucht litte, wäre sie auf einer Wallfahrt nach dem Kloster der lieben Frau von Guadalupe begriffen, und deswegen trüge sie Pilgerkleider. Was ihren Nahmen beträfe, so hätten sie Befehl, sie nicht anders zu nennen, als Frau Pilgerinn. Dieß war alles, was wir damahls erfuhren. Allein nach drey Tagen rief eine von den Dueñas mich und meine Frau zu ihr. Wir erkundigten uns nach ihren Befehlen, und sie sagte, nachdem sie sich mit uns und ihren Frauenzimmern verschlossen hatte, mit thränenden Augen: „Meine Freunde, der Himmel ist mein Zeuge, daß ich mich unschuldiger Weise in der mißlichen Lage befinde, die ich Euch jetzt entdecken muß. Ich bin schwanger, und meiner Niederkunft nahe, deren Vorboten sich schon spüren lassen. Meine Bedienten wissen nichts von meiner Noth und von meinem Unglück, und nur vor meinen Frauenzimmern habe ich meine Umstände weder verhehlen können, noch wollen. Um den schadenfrohen Blicken meiner Nachbaren auszuweichen, und damit mich die gegenwärtige Stunde nicht an meinem Wohnorte überraschte, that ich ein Gelübde, nach dem Kloster der heiligen Jung-

frau von Guadalupe zu wallfahrten. Sie mag es wohl so gefügt haben, daß die Stunde der Geburt mich hier in eurem Hause befällt. Ich muß Euch jetzt bitten, mir mit derjenigen Verschwiegenheit Hülfe und Beystand zu leisten, welche eine Dame verdient, die Euch ihre Ehre anvertraut. Wenn der Lohn für eure Dienste (wofern ich ihn so nennen kann) der Grösse der Wohlthat nicht angemessen ist, die ich von Euch erwarte, so wird er Euch doch meinen dankbaren guten Willen beweisen. Als ein Pfand desselben bitte ich Euch, diese zweyhundert Goldgülden anzunehmen." Sie zog mit diesen Worten ein grün und goldenes Beutelchen unter ihrem Kopfkissen hervor, und gab es meiner Frau in die Hand, die es mit Staunen empfing, und vor Verwunderung über die Pilgerinn nicht ein einziges höfliches, oder dankbares Wort, hervorbringen konnte. Ich erinnere mich aber, daß ich antwortete, das Geld wäre nicht nöthig, und wir thäten lieber aus eigener Neigung, als aus Eigennutz, ein gutes Werk an unserm Nächsten, wenn wir dazu Gelegenheit hätten. Die Dame fuhr fort: „Ihr müßt Euch, meine Freunde, nach einem Orte umsehen, wohin Ihr mein Kind gleich nach seiner Geburt bringen könnt, und müßt

auf einen guten Vorwand sinnen, bey den Personen, denen Ihr es anvertrauet; welches vorläufig in der Stadt seyn kann, hernach aber irgendwo auf einem Dorfe. Was in der Folge weiter zu verfügen seyn wird, das sollt Ihr von mir erfahren, (wenn mir es der Himmel eingiebt, und mich mein Gelübde vollbringen läßt) so bald ich von Guadalupe zurück komme. Unterdessen werde ich Zeit haben, mich auf die besten Maßregeln zu besinnen. Eine Hebamme will ich nicht, und brauche ich nicht. Die Erfahrung, die ich in meinen vorigen anständigern Kindbetten gemacht habe, überzeugt mich, daß ich keine andere Hülfe nöthig habe, als meine Frauenzimmer, und daß ich mir eine überflüssige Zeuginn meiner Schicksale ersparen kann."

Hier endigte die arme Dame ihre Rede, und zerfloß in Thränen, welche jedoch zum Theil durch das vernünftige Zureden meiner Frau (die nunmehr ihre Gedanken und ihre Zunge wiedergefunden hatte) gestillt wurden. Ich ging den Augenblick aus, um Anstalten zu machen, ihr Kind unterzubringen, und zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht, wie schon alles im Hause schlief, ward

die gute Dame von einem wunderschönen Mädchen entbunden; und das ist eben dasselbe, welches Eur Gnaden jetzt gesehen haben. Man hörte weder die Mutter kreissen, noch das Kind weinen, wie es zur Welt kam. Alles geschah in der bewunderns-würdigsten Stille, welches bey der Nothwendigkeit des Geheimnisses ein grosses Glück war. Die Dame hielt sich sechs Tage im Bett, und der Arzt besuchte sie täglich; doch entdeckte sie ihm nie ihre eigentlichen Umstände, und nahm auch nicht die Arzeneyen, die er ihr verschrieb; denn sie brauchte seine Besuche nur zum Vorwande bey ihren eigenen Bedienten. Dieß alles entdeckte sie mir selbst, wie sie wieder zu Kräften kam. Am achten Tage stand sie auf, mit einer nachgeahmten Bürde, welche derjenigen ähnlich war, womit sie sich niedergelegt hatte. Sie ging auf ihre Wallfahrt, und kam nach drey Wochen fast völlig gesund zurück, indem sie ihre künstliche Bürde nach und nach vermindert hatte. Wie sie wiederkam, war das Kind schon unter dem Titel meiner Nichte auf ein Dorf, zwey Meilen von hier, zu einer Amme gegeben. In der Taufe empfing sie den Nahmen Costanza, den ihre Mutter ihr bestimmt hatte. Diese billigte alle meine Schritte, und beym Abschiede gab

sie mir eine goldene Kette, die ich noch habe, von welcher sie sechs Glieder abnahm. Zugleich zerschnitt sie ein weisses Pergament in zwey wellenförmige Theile, und schrieb einige Worte auf die Weise darauf, daß die Buchstaben wechselsweise auf der einen und der andern Hälfte zu stehen kamen, so daß man die eine Hälfte ohne die andere nicht lesen kann, wenn man nicht die fehlenden Buchstaben erräth. Ich habe das Pergament und die ganze goldene Kette, bis auf die wenigen fehlenden Glieder, bey mir, und warte noch immer auf denjenigen, der mir die Gegenstücke dazu bringen soll; obwohl mir die Dame sagte, sie würde in zwey Jahren nach dem Kinde schicken, welches sie mir inzwischen befahl, nicht ihrem Stande gemäß, sondern wie ein schlichtes Bauermädchen erziehen zu lassen. Sie empfahl mir auch, im Fall es sich treffen möchte, daß sie nicht so zeitig nach ihrer Tochter schicken könnte, und diese indessen heranwüchse und zu verständigen Jahren käme, ihr nicht zu entdecken, wie und wo sie zur Welt gekommen wäre. Uebrigens bat sie mich, ich möchte mich nicht nach ihrem Nahmen und Stande erkundigen, deren Entdeckung sie bis zu einer gelegneren Zeit aussetzte. Kurz, nachdem sie mir noch vierhundert

Goldgülden gegeben hatte, nahm sie mit liebreichen Thränen Abschied, und ließ uns voll Verwunderung über ihre Schönheit, Tugend, Verstand und Sittsamkeit. Costanza ward zwey Jahre auf dem Dorfe erzogen. Hernach nahm ich sie zu mir, und ließ sie beständig in ländlichen Kleidern gehen, wie mir ihre Mutter befohlen hatte. Ueber funfzehn Jahre warte ich nun schon, daß man sie abhohlen soll; allein die lange Zögerung fängt an, mir die Hoffnung zu benehmen, daß es geschehen werde, und wenn sie nicht noch in diesem Jahre abgehohlt wird, so bin ich entschlossen, sie an Kindes Statt anzunehmen, und ihr mein ganzes Vermögen zu vermachen, das durch Gottes Segen wohl an sechstausend Ducaten beträgt. Nun, Herr Corregidor, müßt' ich Eur Gnaden auch noch alle Tugenden und guten Eigenschaften Costanzens erzählen, wenn ich nur könnte. Fürs erste ist sie (und das ist das beste und vornehmste) eine andächtige Verehrerinn der heiligen Jungfrau; sie geht alle Monate zur Beichte und zum Abendmahl; sie kann lesen und schreiben; sie ist die beste Spitzenklöpplerinn in ganz Toledo; singt bey ihrem Klöppelkissen wie ein Engel, und hat an Sittsamkeit nicht ihres Gleichen. Wie schön sie ist, das

haben Eur Gnaden selbst gesehen. Eur Gnaden Sohn, Don Pedro, hat in seinem Leben nicht mit ihr gesprochen. Er bringt ihr wohl bisweilen ein Ständchen; allein sie hat nie etwas davon gehört. Viele vornehme Herren und Standespersonen sind schon bey mir eingekehrt, und haben sich ausdrücklich einige Tage aufgehalten, um sich satt an ihr zu sehen. Allein ich weiß gewiß, daß keiner sich mit Wahrheit rühmen kann, sie hätte ihm Gelegenheit gegeben, ein Wort mit ihr zu reden. Da habt Ihr die ganze Geschichte der vornehmen Scheuermagd, die nicht scheuert, gnädiger Herr, und ich bin nicht einen Tittel von der Wahrheit abgewichen."

Der Wirth schwieg, und es währte eine geraume Zeit, bis der Corregidor ihm antwortete; so sehr war er über seine Erzählung verwundert. Endlich befahl er ihm, die Kette und das Pergament zu bringen, weil er beydes zu sehen wünschte. Die Glieder der Kette waren sehr künstlich gearbeitet. Auf dem Pergament standen die Buchstaben: E. T. E. L. S. Ñ. V. D. D. R., zwischen welchen der Platz für die fehlenden heraus geschnitten war, so daß der Corregidor sah, daß man die Schrift ohne

die andere Hälfte des Pergaments nicht lesen konnte. Er fand dieß Wahrzeichen sehr sinnreich gewählt, und schloß zugleich, die Pilgerinn, die dem Wirth eine so kostbare Kette gelassen habe, müsse eine reiche Dame seyn. Er sann darauf, das schöne Mädchen aus dem Wirthshause weg zu nehmen, und sie in einem Kloster erziehen zu lassen. Vor der Hand aber begnügte er sich damit, das Pergament mit zu nehmen, und er befahl dem Wirth, ihm Nachricht zu geben, im Fall jemand käme, Costanzen abzufordern, ehe er diesem die Kette zeigte, die er in seinen Händen ließ. Er ging darauf zu Hause, voll Verwunderung über die Geschichte des edlen Dienstmädchens, und über ihre beyspiellose Schönheit.

Während der ganzen Zeit, welche der Wirth mit dem Corregidor zubrachte, und besonders wie Costanza zu ihnen hinein gerufen ward, war Thomas ausser sich, und tausend ängstliche Sorgen folterten sein Herz, unter welche sich auch kein einziger beruhigender Gedanke mischte. Wie er jedoch endlich sahe, daß der Corregidor wegging, und daß Costanza blieb, schöpfte er wieder Luft, und sein Puls, der kaum noch zu schleichen schien, schlug wie-

der voller. Er wagte es nicht, den Wirth zu fragen, was der Corregidor gewollt hätte, und dieser sagte auch niemand etwas davon, ausser seiner Frau, welche dadurch wieder beruhigt ward, und Gott dankte, daß er sie von der Angst erlöset hätte.

Am folgenden Tage, ungefähr um ein Uhr, hielten vor dem Gasthofe ein Par alte ehrwürdige Cavaliere still, welche vier Begleiter zu Pferde bey sich hatten. Sie erkundigten sich bey einem von zwey Jünglingen, die neben ihnen hergingen, ob dieß der Gasthof des Sevillaners wäre, und wie sie erfuhren, daß sie recht wären, ritten sie in den Hof; die vier Bediente stiegen ab, und halfen den beyden alten Herren vom Pferde. Costanza kam mit ihrer gewöhnlichen Artigkeit heraus, zu sehen, was für Gäste gekommen wären. Kaum erblickte sie der eine von den beyden alten Cavalieren, so sprach er zu dem andern: „Ich glaube, Don Juan, wir finden hier alles, was wir suchen.“

Thomas, welcher eben kam, um für die Thiere zu sorgen, erkannte den Augenblick zwey Bediente seines Vaters, und in den beyden Cavalieren, welchen die andern aufwarteten, seinen Vater selbst

und den Vater des Carriazo. Er verwunderte sich über ihre Ankunft, und vermuthete, daß ihre Absicht wäre, ihn und Carriazo bey der Almadrava aufzusuchen, weil ihnen vielleicht jemand einen Wink gegeben hätte, daß sie sie dort eher, als in Flandern antreffen würden. Er unterstand sich nicht, sich in seiner Tracht sehen zu lassen, sondern er hielt die Hand vor das Gesicht, und lief vorüber zu Costanzen, die er glücklicher Weise allein fand. Mit eiligen Worten und mit stammelnder Zunge (weil er fürchtete, sie würde ihn nicht anhören), sprach er zu ihr: „Costanza, einer von den alten Cavalieren, die jetzt eben gekommen sind, ist mein Vater; Du wirst ihn Don Juan de Avendaño nennen hören. Frage nur seine Bedienten, ob er nicht einen Sohn hat, der Don Thomas heißt; denn dieser bin ich. Du kannst daraus abnehmen, daß ich Dir in Rücksicht auf meine Person die Wahrheit gesagt habe, und daß ich eben so aufrichtig in demjenigen bin, was ich Dir angeboten habe. Gott sey mit Dir! So lange diese hier bleiben, laß' ich mich hier nicht wieder sehen.“

Costanza antwortete ihm nicht, und er wartete auch nicht auf Antwort, sondern ging mit bedecktem Angesicht, wie er hereingekommen war, auch wieder hinaus, um Carriazo Nachricht von der Ankunft ihrer beyderseitigen Väter zu geben. Der Wirth rief ihm, daß er kommen, und Futter ausgeben sollte. Wie er aber nicht erschien, that er es selbst. Einer von den alten Cavalieren rief eine von den gallizischen Mägden, und fragte, wie das hübsche Mädchen hiesse, das sie eben gesehen hätten, und ob sie eine Tochter, oder Verwandte der Wirthsleute wäre.

„Das Mädel heißt Costanza (sprach die Gallizierinn). Sie ist weder die Tochter, noch Verwandte des Wirths und der Wirthinn, und ich weiß nicht wer sie ist. Aber daß sie beym Henker wäre, sag' ich! Ich weiß nicht, was sie an sich hat, daß wir andern Mädchen hier im Hause nicht gegen sie aufkommen können, und wir haben doch, wahrhaftig, auch unsere Gesichter, so gut sie uns Gott gegeben hat. Da kommt kein Gast ins Haus, der nicht stracks fragt: „wer ist das hübsche Mädel?" und der nicht sagt: „Gewiß sie ist hübsch, recht hübsch. Schade für die, die sich für schöner

hält; man kann sich nichts hübscheres wünschen.“ Und zu unser einer sagt man nicht einmahl: „wer seyd Ihr, Menscher, oder Teufel; oder was Ihr seyn mögt?“

„Das Mädchen läßt sich also wohl viel mit den Gästen ein?“

„Ja da käm ihr einer recht! Mein Seel', Herr! wenn sie sich nur wollte ansehen lassen, so schwämme sie in Golde. Aber sie ist protziger, als ein Igel; eine wahre Betschwester, die den ganzen Tag nichts thut, als beten und arbeiten. Ich wollt', daß mir einer so gewiß eine Leibrente gäbe, als ich sie noch einmahl sehe Wunder thun. Unsere Frau sagt, sie ist so still, wie 'n Mäuschen. Mit 'n Gästen abgeben? Ja morgen!“

Der Cavalier war sehr vergnügt über alles, was er von der Gallizierinn hörte. Er ließ sich nicht Zeit, sich die Spornen abnehmen zu lassen, sondern rief den Wirth, ging mit ihm in ein besonderes Zimmer, und sagte: „Ich komme, Herr Wirth, um Euch ein Pfand abzufordern, das ihr schon seit einigen Jahren in Verwahrung habt. Um es aus-

zulösen, bring' ich Euch tausend Goldgülden, diese Glieder einer Kette, und dieß Pergament."

Er zog die sechs Glieder hervor. Der Wirth erkannte auch das Pergament; er freute sich über die tausend Goldgülden, und sagte: „Mein Herr, das Pfand, das Ihr auslösen wollt, ist hier im Hause; aber nicht das Pergament, das zum Beweise der Sache gehört, von der Eur Gnaden (wie ich glaube) sprechen. Ich bitte Euch nur um ein wenig Geduld, und will gleich wieder hier seyn." Er lief darauf den Augenblick zu dem Corregidor, und gab ihm Nachricht, daß zwey Cavaliere in seinem Gasthofe angekommen wären, die Costanzen abhohlen wollten. Der Corregidor war eben von der Tafel aufgestanden, und weil er äusserst neugierig war, den Ausgang dieser Geschichte zu erfahren, so stieg er gleich zu Pferde, nahm das Pergament mit, und ritt nach dem Gasthofe des Sevillaners. Kaum ward er die beyden Cavaliere gewahr, so eilte er mit offenen Armen dem einen entgegen. „Welch eine angenehme Zusammenkunft (rief er), mein lieber Freund und Vetter Don Juan de Avendaño!" Der Cavalier umarmte ihn wieder, und versetzte: „Gewiß sehr angenehm für mich, liebster

Freund, da ich Euch gesund und vergnügt vorfinde. Umarmt diesen Cavalier, meinen vertrauten Freund Don Diego de Carriazo."

„Ich kenne Don Diego, und schätze ihn hoch," antwortete der Corregidor, und umarmte die beyden Cavaliere. Nachdem man sich an beyden Seiten mit vieler Freundschaft und Höflichkeit bewillkommt hatte, gingen die Cavaliere mit dem Wirth, der inzwischen die Kette gehohlt hatte, in ein Zimmer. „Der Herr Corregidor weiß schon (sprach der Wirth), in welcher Absicht Eur Gnaden gekommen sind, Herr Don Diego. Zieht nur die fehlenden Glieder dieser Kette heraus; der Herr Corregidor wird Euch dagegen das Pergament zeigen, und helft uns zu der Aufklärung, die wir uns schon seit vielen Jahren gewünscht haben."

„Es wird also nicht nöthig seyn (sprach Don Diego), dem Herrn Corregidor die Ursache unserer Ankunft erst zu sagen, weil er wohl denken kann, daß wir aus dem Grunde gekommen sind, den Ihr ihm schon erzählt habt, Herr Wirth?"

„Etwas hat er mir gesagt (sprach der Corregidor); aber es bleibt mir noch vieles zu erfahren übrig. Hier ist das Pergament.“

Don Diego zog das andere Stück hervor; man legte beyde Stücke zusammen, und nun zeigten sich zwischen den Buchstaben E. T. E. L. S. Ñ. V. D. D. R. auf der andern Hälfte die folgenden: S. A. S. A. E. A. L. E. R. A. E. A., so daß man zusammen las: Esta es la señal verdadera (dieß ist das wahre Kennzeichen). Man hielt nun auch die Glieder der Kette zusammen, und fand, daß sie richtig an einander paßten. „Nun wünscht' ich nur noch zu wissen (sprach der Corregidor), wenn es möglich wäre, wer die Aeltern dieses liebenswürdigen Mädchens sind.“

„Der Vater bin ich selbst (sprach Don Diego). Die Mutter lebt nicht mehr, und alles, was ich nöthig habe, Euch von ihr zu sagen, ist, daß sie so vornehm war, daß ich ihr Bedienter hätte seyn können. Damit aber niemand einen unschuldigen Verdacht auf sie werfe, so muß ich Euch sagen, sie war die Witwe eines sehr vornehmen Mannes, und lebte nach dem Tode ihres Gemahls auf

einem ihrer Dörfer in der grössesten Stille und Eingezogenheit unter ihren Bedienten und Unterthanen. Eines Tages, wie ich mich in ihrer Nachbarschaft auf der Jagd befand, fiel es mir ein, ihr einen Besuch zu machen. Es war in den warmen Stunden des Nachmittags. Wie ich vor ihrem Palast (so konnte man wohl ihr prächtiges Landhaus nennen) ankam, gab ich meinem Diener mein Pferd zu halten, und ging hinauf in die Zimmer, wo ich nirgends eine Seele antraf, bis ich in das Gemach trat, wo die Dame auf einem schwarzen Sopha lag, und Nachmittagsruhe hielt. Sie war ausserordentlich schön. Die Stille, die Einsamkeit und die Gelegenheit reizten meine Sinne, und verführten mich, ehe ich mit Vernunft überlegen konnte, zu einer Handlung, die mehr verwegen und gewaltthätig, als ehrenvoll war. Ich schloß die Thüre zu und näherte mich ihr; sie erwachte; ich schloß sie in meine Arme. „Rufet nicht um Hülfe, gnädige Frau (rief ich in meiner blinden Leidenschaft); euer Geschrey kann nur dienen, eure Schmach zu verkündigen. Niemand hat gesehen, wie ich in dieß Zimmer gekommen bin; denn mein günstiges Schicksal, das mich in euren Armen beglücken wollte, hat über eure ganze Dienerschaft einen tiefen Schlaf ausge-

gossen, und wenn eure Stimme sie auch daraus erweckte, so könnten sie mir nur in euren eigenen Armen das Leben rauben, und mein Blut würde den Makel von eurem guten Nahmen nicht abwaschen. Mit einem Worte, ich siegte über sie, Trotz ihrem Widerstande, durch blosse Gewalt, und sie konnte, oder wollte, vor Schmerz, Unmuth und Erschöpfung kein Wort gegen mich hervorbringen. Ich verließ sie in einem Zustande der Betäubung, ging weg wie ich gekommen war, und ritt zu einem Freunde, dessen Landgut ungefähr zwey Meilen von dem ihrigen entfernt war. Sie verließ diesen Landsitz und begab sich nach einem andern, und ich erfuhr nichts weiter von ihr, bis ich nach zwey Jahren hörte, sie wäre gestorben. Erst vor ungefähr drey Wochen schrieb mir ihr gewesener Haushofmeister einen Brief, worin er mich dringend bat, zu ihm zu kommen, weil er mich wegen einer höchst wichtigen Sache, die meine Ehre und Gewissen beträfe, zu sprechen wünschte. Ich eilte zu ihm, um zu hören, was er mir zu sagen hätte, und ahndete bey weitem nichts von dem, was ich von ihm erfuhr. Ich fand ihn auf dem Todbette, und um Euch alles kurz zu erzählen, so sagte er mir mit wenigen Worten, seine Gebieterinn habe ihm in ihrer Todesstunde entdeckt

was zwischen ihr und mir vorgegangen sey. Sie sey damahls schwanger geworden, und habe sich, um ihre Schwangerschaft zu verhehlen, zu einer Wallfahrt nach dem Kloster von Guadalupe entschlossen, und sey unterweges in diesem Gasthofe mit einer Tochter niedergekommen, welcher sie den Nahmen Costanza zu geben befohlen habe. Er überlieferte mir die Wahrzeichen, bey welchen ich sie wiederfinden könnte; nähmlich die Kette und das Pergament, das Ihr gesehen habt. Er überreichte mir auch dreissigtausend Goldgülden, die seine Gebieterinn ihrer Tochter zum Brautschatz bestimmt habe; und er gestand, daß der Geiz, und die Begierde, sich diese Summe zuzueignen, ihn abgehalten habe, mir gleich nach dem Tode seiner Gebieterinn das Geld einzuhändigen, und mir das Geheimniß zu entdecken, welches sie ihm anvertrauet hätte. Da er aber jetzt im Begriff wäre, Gott Rechenschaft geben zu müssen, so habe er sein Gewissen erleichtern, mir das Geld zustellen, und mir eröffnen wollen, wo ich meine Tochter finden könne. Ich nahm das Geld, empfing die Merkzeichen, gab meinem Freunde Don Juan de Avendaño von allem Nachricht, und wir machten uns zusammen auf den Weg nach dieser Stadt."

Indem Don Diego noch sprach, hörte man auf der Strasse rufen: „Sagt doch dem Thomas Pedro, man schleppe seinen Freund den Asturier ins Gefängniß, und er soll geschwind hinkommen.“

Wie der Corregidor vom Schleppen nach dem Gefängniß hörte, befahl er den Augenblick, man sollte die Schaarwächter mit dem Gefangenen herein kommen lassen. Man sagte also dem Schaarwächter, daß der Corregidor im Hause wäre, und er mußte mit seinem Gefangenen herein kommen. Der Asturier trat auf mit blutigem Munde und übel zugerichtet, und der Schaarwächter hielt ihn fest angepackt. Wie er in das Zimmer kam, und seinen und Avendaño's Vater erkannte, ward er sehr bestürzt, und bedeckte sich das Gesicht mit seinem Tuche, als wenn er das Blut damit zu stillen suchte. Der Corregidor fragte, was der junge Mensch gethan habe, daß er so übel sey zugerichtet worden. Der Schaarwächter antwortete: er sey ein Wasserführer, den man den Asturier nenne, und den die Knaben auf der Strasse immer nachriefen: „Gieb den Schwanz her, Asturier; den Schwanz her!“ Er gab zugleich eine kurze Nachricht, warum sie den Schwanz von ihm forderten, und ergetzte sie

alle damit nicht wenig. Er erzählte, wie der Astu- rier aus dem Thor von Alcantara geritten wäre, hätten die Buben so viel Lärm wegen des Schwan- zes gemacht, daß er vom Esel gesprungen, und hin- ter ihnen hergelaufen sey, und daß er einen von ihnen halb todt geprügelt habe. Wie man ihn darauf habe festnehmen wollen, habe er sich so hef- tig widersetzt, daß er über dem Handgemenge so sey gemißhandelt worden. Der Corregidor befahl ihm, sein Gesicht zu zeigen, und wie er sich weigerte, riß ihm der Schaarwächter das Tuch weg, worauf ihn alsobald sein Vater erkannte, und sehr aufgebracht zu ihm sagte: „Wie seh' ich Dich in diesem Auf- zuge, Don Diego? Was ist das für eine Klei- dung? Hast Du deinen ausgelassenen Streichen noch nicht entsagt?“

Carriazo warf sich seinem Vater zu Füssen, und hielt lange Zeit mit thränenden Augen seine Knie umfaßt. Don Juan de Avendaño, welcher wußte, daß Don Diego mit seinem Sohne Don Thomas zusammen davon gegan- gen war, fragte nach ihm, und Carriazo ant- wortete, Don Thomas de Avendaño machte in dem Gasthofe den Stallknecht, der das Futter

ausgäbe. Diese Antwort machte, daß die Verwunderung eines jeden aufs höchste stieg, und der Corregidor befahl dem Wirth, seinen Futterverwalter rufen zu lassen. Don Diego de Carriazo fragte unterdessen seinen Sohn, was diese Verwandlungen zu bedeuten hätten, und wie er auf den Einfall gekommen wäre, Wasserführer, und Don Thomas de Avendaño Hausknecht in einem Gasthofe zu werden. Carriazo verbat sich, die Antwort öffentlich zu geben, und versprach, unter vier Augen alles zu gestehen. Thomas Pedro hatte sich in seine Kammer geschlichen, um ungesehen zu bemerken, was sein Vater und Don Diego de Carriazo thun würden. Die Ankunft des Corregidors, und der Auflauf im Hause hatten ihm Angst gemacht. Inzwischen erfuhr der Wirth, daß er im Hause, und in seinem Zimmer verborgen wäre. Halb mit Gewalt brachte er ihn herunter, und doch hätte er sich kaum bewegen lassen, zu kommen, wenn nicht der Corregidor in die Halle herausgekommen wäre, und ihm zugerufen hätte: „Kommt herunter, Vetter; hier sind keine Löwen und Bären, die Euch zerreissen wollen.“

Thomas kam, und warf sich mit verschämter und reuiger Miene vor seinem Vater nieder. Dieser umarmte ihn mit eben so vieler Freude, wie der Vater jenes Verschwenders seinen verlohrnen Sohn, der wieder zu ihm kam.

Unterdessen hatte der Corregidor schon seine Kutsche kommen lassen, weil er meynte, an einem so festlichen Tage zieme sich's nicht, zu Pferde zurück zu kehren. Er ließ Costanzen rufen, nahm ihre Hand, und sagte, indem er sie dem Don Diego vorstellte: „Hier, Don Diego, übergebe ich Euch ein Kleinod. Schätzet es, als das köstlichste, das Ihr Euch wünschen könnt. Und Ihr, liebenswürdige Schöne, küsset eurem Vater die Hand, und danket Gott, daß er durch eine so glückliche Fügung Euch in einen bessern und höheren Stand erhoben hat."

Costanza, die von allem, was mit ihr vorging, nichts verstand und nichts begriff, wußte nichts anders zu thun, als sich ihrem Vater zu Füssen zu werfen, dessen Hände sie ergriff, sie zärtlich

küßte, und sie mit unzähligen Thränen benetzte, die ihren schönen Augen entströmten.

Der Corregidor hatte inzwischen seinen Vetter Don Juan schon gebeten, mit der ganzen Gesellschaft zu ihm zu kommen; und obwohl dieser sich anfänglich weigerte, so überredete ihn doch der Corregidor so lange, bis er nachgab, und sie alle sich in die Kutsche setzten. Indem aber der Corregidor Costanzen in den Wagen heben wollte, ward ihr das Herz schwer; sie und die Wirthinn umarmten einander, und weinten so bitterlich, daß allen, die sie sahen und hörten, die Herzen weich wurden.

„Liebste Herzens Tochter! (schluchzte die Wirthinn). Willst Du weggehen und mich verlassen? Wie kannst Du Dich von einer Mutter trennen, die Dich so zärtlich erzogen hat?"

Costanza weinte, und antwortete ihr in eben so liebreichen Ausdrücken. Erweicht von beyder Thränen, bat der Corregidor die Wirthinn, mit ein-

zusteigen, und sich nicht von ihrer Tochter zu trennen, so lange sie noch in Toledo bliebe. Hierauf begab sich die ganze Gesellschaft in der Kutsche nach dem Hause des Corregidors, wo sie alle von seiner Gemahlinn, einer sehr vortrefflichen Dame, freundlich empfangen wurden. Sie wurden herrlich bewirthet, und nach der Mahlzeit erzählte Carriazo seinem Vater, daß Don Thomas aus Liebe zu Costanzen in dem Gasthofe Dienste genommen habe, und daß er so sehr in sie verliebt sey, daß er, ohne zu ahnden, von welcher vornehmen Abkunft sie wäre, sie auch als ein armes Dienstmädchen zur Gemahlinn würde genommen haben. Die Gemahlinn des Corregidors ließ Costanzen die Kleider ihrer Tochter anziehen, die mit ihr von gleichem Alter und Grösse war; und wenn sie in bäurischer Kleidung schön gewesen war, so erschien sie jetzt im adeligen Schmuck wie ein Engel des Himmels. Aus ihrem Anstande konnte man auch nichts anders schliessen, als daß sie von Jugend an adelig erzogen, und an solche Kleider gewohnt wäre, die dem vornehmsten Stande zukommen.

Unter so vielen Fröhlichen befand sich jedoch auch ein Trauriger; nähmlich Don Pedro, der Sohn

des Corregidors, welcher bald gewahr ward, daß Costanza nicht ihm zu Theil werden würde. Und er irrte nicht; denn zwischen dem Corregidor, Don Diego de Carriazo, und Don Juan de Avendaño, ward verabredet, daß Don Thomas Costanzen zur Gemahlinn, und die dreissigtausend Goldgülden, die ihre Mutter ihr hinterlassen hatte, zur Mitgabe bekommen sollte. Der Wasserführer Don Diego de Carriazo sollte die Tochter des Corregidors heirathen, und Don Pedro, des Corregidors Sohn, eine Tochter des Don Juan de Avendaño. Für die Dispensation wegen der Verwandtschaft versprach der Corregidor zu sorgen. Auf diese Weise ward ein jeder froh und zufrieden. Die Neuigkeit von den verschiedenen Heirathen und von dem Glück der adeligen Dienstmagd erscholl bald in der ganzen Stadt, und viele Neugierige kamen, Costanzen in ihren veränderten Kleidern zu sehen, in welchen sie sich mit so vielem Anstande zeigte. Sie fanden den Strohschreiber Thomas Pedro in Don Thomas de Avendaño verwandelt, und als einen Cavalier gekleidet, und daß Lope der Asturier ein feiner junger Edelmann geworden war, nachdem er einen andern Rock angezogen, und die Esel und

Wasserkrüge verlassen hatte. Doch mitten in seiner Pracht und Herrlichkeit fehlte es nicht an muthwilligen Buben, die ihn bisweilen, wenn er über die Straſſe ging, an den Schwanz erinnerten.

Sie blieben einen Monat in Toledo. Alsdann gingen Don Diego de Carriazo mit seiner Gemahlinn und seinem Vater, Costanza mit ihrem Gemahl Don Thomas, und der Sohn des Corregidors, welcher wünschte, seine Braut und Gemahlinn kennen zu lernen, zusammen nach Burgos. Den Sevilier machten seine tausend Goldgülden reich und vergnügt, nebst den Geschenken, die Costanza ihrer Gebieterinn gab (denn diesen Nahmen gab sie noch immer derjenigen, die sie erzogen hatte).

Die Geschichte der adeligen Dienstmagd gab den Dichtern am Ufer des goldenen Tagus Anlaß, ihre Federn zum Lobe der unvergleichlichen Schönheit Costanzens zu gebrauchen. Sie lebt noch mit ihrem rüstigen Futterschneider, und nicht minder Carriazo mit seinen drey Söhnen, die aber

nicht den Hang ihres Vaters zur Thunnfischerey geerbt haben, sondern heute diesen Tag in Salamanca fleissig studieren. So oft ihr Vater einen Esel mit Wasserkrügen sieht, denkt er noch an den seinigen, den er in Toledo hatte, und fürchtet auch wohl, daß ihm einmahl, wenn er es sich am wenigsten versieht, in einer Satyre das: „Schwanz her, Asturier!" wieder in die Ohren schallen wird.

Druckfehler des ersten Theils.

Seite 10	Zeile 3	statt sahen lies sehen
= 16	=	3 st. ihrem l. ihren
= ibid.	=	4 st. Donna l. Doña
= 19	=	6 st. dem l. den
= 21	=	5 (von unten) st. Manzaneres l. Manzanares
= 37	=	8 (von unten) st. und wie l. wovon
= 83	=	7 st. dem l. den
= 114	=	2 (von unten) st. den l. dem
= 122	=	9 (von unten) st. dem l. den
= 143	=	10 (von unten) st. dem l. den
= 171	=	5 st. die l. der
= 271	=	9 st. Castanilla l. Costanilla
= 378	=	8 st. Euren l. Eurem
= 396	=	3 (von unten) st. ihnen l. ihren.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cervantes Saavedra, Miguel <<de>>,

Lehrreiche Erzählungen

Bd.: 2

Königsberg 1801

P.o.hisp. 48 c-2=Verlust
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10626825-6